

**Bochumer
Linguistische
Arbeitsberichte
4**



**„Denn die Wörter gliedern sich in Stämme wie die Menschen“:
Eine Analyse der Kriterien zur Wortartenklassifikation in Érik Orsennas
„Die Grammatik ist ein sanftes Lied“**

Anne-Kathrin Schlieff

Bochumer Linguistische Arbeitsberichte



Herausgeber: Stefanie Dipper & Björn Rothstein

Die online publizierte Reihe "Bochumer Linguistische Arbeitsberichte" (BLA) gibt in unregelmäßigen Abständen Forschungsberichte, Abschluss- oder sonstige Arbeiten der Bochumer Linguistik heraus, die einfach und schnell der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen. Sie können zu einem späteren Zeitpunkt an einem anderen Publikationsort erscheinen. Der thematische Schwerpunkt der Reihe liegt auf Arbeiten aus den Bereichen der Computerlinguistik, der allgemeinen und theoretischen Sprachwissenschaft und der Psycholinguistik.

The online publication series "Bochumer Linguistische Arbeitsberichte" (BLA) releases at irregular intervals research reports, theses, and various other academic works from the Bochum Linguistics Department, which are to be made easily and promptly available for the public. At a later stage, they can also be published by other publishing companies. The thematic focus of the series lies on works from the fields of computational linguistics, general and theoretical linguistics, and psycholinguistics.

© Das Copyright verbleibt beim Autor.

Band 4 (April 2011)

Herausgeber: Stefanie Dipper
Sprachwissenschaftliches Institut
Ruhr-Universität Bochum
Universitätsstr. 150
44801 Bochum

Björn Rothstein
Germanistisches Institut
Ruhr-Universität Bochum
Universitätsstr. 150
44801 Bochum

Erscheinungsjahr 2011

ISSN 2190-0949

Anne-Kathrin Schlie

**„Denn die Wörter gliedern sich in
Stämme wie die Menschen“:
Eine Analyse der Kriterien zur
Wortartenklassifikation in Érik Orsennas
„Die Grammatik ist ein sanftes Lied“**

2011

Bochumer Linguistische Arbeitsberichte

(Bla 4)

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	5
2. Grundlagen der kognitiven Metaphertheorie nach Lakoff und Johnson	6
3. Ein Vergleich der Grammatiken	10
4. Die Wortarten im Detail – eine Darstellung der semantischen, morphologischen und syntaktischen Kriterien.....	21
5. Eine Analyse der Kriterien zur Wortartenklassifikation anhand von Orsennas und Vollmanns „Die Grammatik ist ein sanftes Lied“	33
6. Orsennas und Vollmanns „sprechende“ Terminologie.....	55
7. Die Wortartenterminologie in Sprachbüchern der Grundschule	57
8. Zwischenfazit: Die Wortartenklassifikation in Orsennas und Vollmanns „Die Grammatik ist ein sanftes Lied“	60
9. Die Metaphernverwendung bei Orsenna und Vollmann	64
10. Fazit.....	71
Literaturverzeichnis.....	73

1 Einleitung

In beinahe jeder deutschen Grammatik und linguistischen Abhandlung zur Frage nach der Klassifikation von Wortarten werden Überlegungen dazu angestellt, wie man den Begriff „Wort“ definieren soll. Dabei stellt es sich als schier unmöglich heraus, eine eindeutige und für weitere Diskussionen grundlegende Definition zu konstituieren, da ein Wort aus unzähligen unterschiedlichen Perspektiven verschiedener Grammatikrichtungen betrachtet werden kann. Aufgrund der Schwierigkeiten bei der Definition von „Wort“ ergeben sich zwangsläufig auch unterschiedliche Auffassungen darüber, wie man Wörter zu Wortarten klassifizieren soll. Die Ansichten variieren nicht nur erheblich in der Zahl, sondern auch in der Wertung und Beurteilung der dafür verwendeten Kriterien. Es können syntaktische, morphologische, semantische oder pragmatische Kriterien für besonders geeignet befunden werden, ohne dass es dabei zwangsläufig zu einem Ausschluss der jeweils anderen Eigenschaften bei der Darstellung der Wortarten kommen muss.

Die Grundlagen der heutigen modernen Wortartenklassifikationen gehen bis in die Antike zurück: Bereits zu dieser Zeit hat Dionysius Thrax ein Schema mit acht Wortarten etabliert. Die darin auftretenden Wortarten sind Substantive, Verben, Adjektive, Artikel, Pronomen, Präpositionen, Adverbien und Konjunktionen. Diese Zahl wird wiederum in den unterschiedlichen Grammatikansätzen unserer Zeit variiert. So verwendet der generative Ansatz beispielsweise vier Wortarten – Bergenholtz/Schaeder (1977) verzeichnen dagegen ganze 51 verschiedene Wortarten und zusätzlich 5 Lexemklassen. Allein diese starken Schwankungen in der angenommenen Anzahl der Wortarten verdeutlichen die allgemeinen Schwierigkeiten bei der Abgrenzung der Wortarten in ihren Kriterien.

Das Zitat „Denn sie gliedern sich in Stämme wie die Menschen“ aus Érik Orsennas „Die Grammatik ist ein sanftes Lied“ leitet den Titel dieser Arbeit ein und markiert gleichzeitig eine Schnittstelle zwischen der Literaturwissenschaft und der Linguistik und speziell der Grammatik. Als metasprachliche Erzählung setzt sich Orsennas Erzählung literarisch mit der Sprache und ihrer Grammatik auseinander. In der vorliegenden Arbeit beschäftige ich mich vorrangig mit der Analyse der Kriterien zur Klassifikation von Wortarten und ihrer literarischen Darstellung und Ausgestaltung in Orsennas Text über die Wörter, die in Stämmen in der Stadt der Wörter zusammenleben und in einer Fabrik miteinander zu Sätzen verbunden werden können. Der Originaltext von Orsenna ist eine Erzählung in französischer Sprache. Die Übersetzerin Caroline Vollmann hat den Text an die Gegebenheiten und speziellen Phänomene der deutschen Sprache angepasst. Aus diesem Grund spreche ich in der Arbeit von Orsenna und Vollmann als Verfassern.

Da die Darstellung der Wortarten bei Orsenna und Vollmann primär durch Metaphern realisiert wird und den Wörtern als „Stämmen“ in einer Stadt menschliche Eigenschaften zugewiesen werden, möchte ich besonders auf die Grundlagen der kognitiven Metaphertheorie von Lakoff und Johnson eingehen.

Um eine möglichst wissenschaftlich fundierte Grundlage für die Analyse von Kriterien zur Wortartenklassifikation zu gewährleisten, habe ich drei Grammatiken als Vergleichsmedium für die spätere Analyse von Orsennas und Vollmanns Text ausgewählt. Dadurch gewinne ich sowohl eine syntaktisch als auch morphologisch und semantisch orientierte Perspektive auf den Untersuchungsgegenstand. Aus den Grammatiken von Hentschel/Weydt (2003), Helbig/Buscha (2005) und Boettcher (2009) soll im Verlauf der Arbeit ein Kriterienkatalog erstellt werden, der in einem weiteren Schritt auf die Analyse der Wortartenklassifikation des literarischen Textes angewendet werden kann.

Bei der Bearbeitung der Grammatiken werde ich darstellen, nach welchen Kriterien Wörter zu Wortarten zusammengefasst werden und ob dabei eine stärkere Gewichtung syntaktischer, morphologischer oder semantischer Faktoren vollzogen wird. Zudem ist auch von Bedeutung, wie viele Wortarten von den Linguisten jeweils angegeben werden und ob es dabei wiederum eine Reihenfolge gibt, die auf eine Wertung und Hierarchisierung innerhalb der Wortarten hinweist. Bei der Analyse des literarischen Textes stelle ich mir analog dazu die Frage, ob und wie anhand der Darstellung der Wortarten im Text auf eine dahinter stehende Klassifikation von Wortarten geschlossen werden kann.

Um die didaktische Komponente, die bei Orsenna und Vollmann als ein wichtiger Bestandteil im Text angelegt ist, nicht außer Acht zu lassen, soll ein kurzer Blick auf die Darstellung der Wortarten im frühen Grammatikerwerb in der Grundschule geworfen werden. Auch die Erkenntnisse aus dieser Analyse beziehe ich auf den literarischen Text, da sich möglicherweise Parallelen innerhalb der Darstellung von Wortarten in Sprachbüchern und bei Orsenna und Vollmann ergeben.

Im Fazit dieser Arbeit werde ich herausstellen, wie Orsenna und Vollmann in ihrer Erzählung eine Klassifikation der Wörter zu Wortarten vornehmen. Es stellt sich in diesem Rahmen abschließend die Frage, ob eine solche Einteilung bei ihnen eher semantisch, syntaktisch oder morphologisch orientiert ist und ob die literarische Darstellung der Wortarten einen formalen oder doch stärker funktionalen Charakter aufweist.

2 Grundlagen der kognitiven Metaphertheorie nach Lakoff und Johnson

Die Metapher hat in den vergangenen Jahrzehnten in der Forschung einen starken Wandel durchlaufen: Als rhetorisches Stilmittel gehört sie zu den Tropen. Sie ist heute aber nicht mehr nur Schmuck zur Ausgestaltung einer Rede und dekoratives Hilfsmittel zur Bereicherung lyrischer Textformen, sondern wird auch als fester Bestandteil kognitiver Denkstrukturen des menschlichen Alltags angesehen. Müller/Ziegler (2006: 2) Vielen Menschen ist nicht bewusst, wie sehr Metaphern das menschliche Denken formen und wie allgegenwärtig sie dadurch im alltäglichen Leben sind. Die Metapher gilt allgemein eher als ein Phänomen, das man in der Literatur- bzw. Sprachwissenschaft ansiedelt.

Zu Beginn der 80er Jahre ist die Linguistik und mit ihr plötzlich auch die Metapher durch eine neue kognitive Perspektive in den Betrachtungsbereich menschlicher Denk- und Erfahrungsvorgänge gerückt.¹ Die kognitive Linguistik lässt sich in den größeren Gesamtkontext der Kognitionswissenschaft einbetten – man geht davon aus, dass der Mensch bestimmte kognitive Fähigkeiten aufweist. Die Sprache kann als Ausdruck dieser Fähigkeit gelten und ist demnach der Untersuchungsgegenstand der kognitiven Linguistik. Katthage (2006: 47) Den Anstoß dazu haben vor allem George P. Lakoff und Mark Johnson in den 80er Jahren in den USA gegeben.² Bereits in den 60er Jahren hat sich die sogenannte kognitive Wende abgezeichnet, die dazu geführt hat, dass sich die Wissenschaft immer mehr vom Behaviorismus abgewendet und zunehmend mit der menschlichen Kognition beschäftigt hat. Baldauf bezeichnet diese Wendung hin zum Kognitivismus sehr treffend als „metaphorische Gleichsetzung von Geist und Computerprogramm“ (1997: 30). Innerhalb des Umbruchs fokussieren Lakoff und Johnson die wechselseitige Beziehung von Sprache und Denken beim Menschen. Für sie ist das „alltägliche[...] Konzeptsystem, nach dem wir sowohl denken als auch handeln, [...] im Kern und grundsätzlich metaphorisch“ (2008: 11). Für Skirl (2009: 59) folgt daraus, dass das grundsätzliche Konzeptsystem des Menschen erst sekundär ein sprachliches ist, weil es sich primär als ein konzeptuelles Phänomen des menschlichen Denkens erweist.

Der Begriff der „Metapher“ taucht jedoch nicht erst zu dieser Zeit, sondern bereits bei Aristoteles auf. Schon früh weist er auf das Verfahren der „Übertragung“ bei der Metaphernkonstitution hin.³ Aristoteles (1457b: 6) Eine Metapher ist – wie es bereits hier angelegt ist – ein sprachlicher Ausdruck, der nicht wörtlich gemeint ist und „in einer Weise verwendet [...] [wird], die nicht seiner im üblichen Sprachgebrauch festgelegten Bedeutung entspricht“ Skirl/Schwarz-Friesel (2007: 1). Das bedeutet, dass es sich beim Verfahren, welches zur Bildung einer Metapher angewendet wird, um eine Übertragung handelt – man muss als Sprecher und Hörer bzw. als Textrezipient in der Lage sein, die übertragene Bedeutung der jeweiligen Metapher herauszufiltern. Damit das gelingt, muss zwischen Herkunfts- und Zielbereich, zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung, eine „Ähnlichkeitsbeziehung“ Skirl/Schwarz-Friesel (2007: 4) bestehen. Das Verfahren der Strukturierung des menschlichen Alltags und Denkens durch Metaphern gestaltet sich zusammengefasst wie folgt: Menschen verwenden einen Begriff aus einem bekannten Bereich ihres Lebens und überführen all die damit verbundenen Eigenschaften in einen bisher abstrakt gebliebenen Zielbereich. Der neue Zielbereich wird nun durch die Übertragung bereits bekannter Konzepte in diese Ebene zugänglicher und verliert an

¹ Für einen groben Überblick über den Kognitivismus als „Lehre von der Kognition“ des Menschen sei an dieser Stelle auf Gaschler/Frensch (2009) verwiesen.

² Auf der Grundlage der Metapherntheorie von Lakoff und Johnson nimmt Baldauf (1997) Erweiterungen der dargestellten Metapherngruppen vor.

³ Mit dem Metaphernbegriff bei Aristoteles, in dem bereits die Doppelrolle des Metaphernbegriffs zwischen rhetorischem Stilmittel und dem Begriff der Übertragung angelegt ist, beschäftigt sich Debatin (1995).

Abstraktheit. Nach Lakoff und Johnson bedeutet dies, dass „das Wesen der Metapher [...] darin [besteht], daß wir durch sie eine Sache oder einen Vorgang in Begriffen einer anderen Sache bzw. eines anderen Vorgangs verstehen und erfahren können“ (2008: 13).

Des Weiteren stellt sich die Frage, warum Metaphern überhaupt verwendet werden, da doch die Gefahr besteht, dass bei einer Fehlinterpretation der übertragenen Bedeutung kommunikative Schwierigkeiten auftreten. Eine Metapher kann sich dem Hörer bzw. dem Textrezipienten nicht erschließen, wenn er zu wenig Kenntnis über den Herkunftsbereich eines metaphorischen Ausdrucks besitzt. Die adäquate Interpretation eines Textes oder einer Äußerung könnte ihm dann verwehrt bleiben. Auf der einen Seite möchten Sprecher durch die Verwendung von Metaphern in bestimmten Kommunikationskontexten sprachliche Originalität aufweisen. Zudem können Metaphern auch verwendet werden, um besonders innovative expressive Äußerungen zu gestalten. Auf der anderen Seite verwendet jeder Mensch täglich in seinem Alltag ganz unbewusst Metaphern. Das macht er, um sich mittels dieser sprachlichen Werkzeuge in der komplexen Wirklichkeit zurechtzufinden. Die Fokussierung dieser Verwendungsweise von Metaphern im alltäglichen Sprachhandeln markiert den Wendepunkt zwischen der Metapher als rhetorischem Werkzeug und Grundstruktur der Kognition.

Lakoff und Johnson machen deutlich, dass sich das Individuum im Alltag bestimmter sogenannter *konzeptueller Metaphern* bedient, um sein Denken zu strukturieren. Dies führt zu einer besseren Verankerung und Verortung des Menschen in seiner Umgebung. (2008: 11) Von ihnen werden drei Gruppen von Metaphern unterschieden, die Teil des menschlichen Konzeptsystems sind: Die *Strukturmetaphern* erleichtern es uns, einen bestimmten Begriffsbereich durch die Zuhilfenahme eines anderen Konzepts besser zu verstehen. Ein Beispiel dafür ist das *Konzept* ARGUMENTIEREN, dass durch die *konzeptuelle Metapher* ARGUMENTIEREN IST KRIEG besser strukturiert und für den Menschen verständlicher gestaltet wird. Man kann sagen, dass die konzeptuellen Metaphern dem Bereich der Kognition zuzuschreiben sind und die Ausdrücke, die die jeweilige konzeptuelle Metapher in einem sprachlichen Ausdruck zusammenfassen, sich dadurch auf den Wortschatz einer Sprache beziehen. Müller/Ziegler (2006: 2)

Für den Menschen ist es teilweise schwierig, abstrakte Gefühle, Sachverhalte und Ideen auszudrücken und auf der anderen Seite nachvollziehen zu können. Daher eignet sich zum Beispiel für das Konzept des Argumentierens eine darauf aufbauende konzeptuelle Metapher. Sie äußert sich in folgenden Beispielsätzen, die Lakoff und Johnson anführen:

- (1) ARGUMENTIEREN IST KRIEG
 - a. Ihre Behauptungen sind *unhaltbar*.
 - b. Er *griff jeden Schwachpunkt* in meiner Argumentation an.
 - c. Ich *schmetterte* sein Argument *ab*.
 - d. Sie sind anderer Meinung? Nun, *schießen Sie los!*

- e. Wenn du nach dieser *Strategie* vorgehst, wird er dich *vernichten*.
Lakoff/Johnson (2008: 12)

Eine weitere Gruppe bilden die *Orientierungsmetaphern*, die räumliche Orientierungsmöglichkeiten schaffen. Besonders interessant sind innerhalb dieser Gruppe die immer wiederkehrenden Konzepte OBEN und UNTEN. Lakoff und Johnson betrachten diese als Pole, die ohne die zusätzliche Hilfe einer Metapher auskommen und direkt verständlich sind. Sie sind auf einer höheren Ebene als Basiselemente dafür zuständig, neue Metaphernkonzepte zu konstituieren. Es gibt nur sehr wenige Konzepte solcher Art. Lakoff/Johnson (2008: 70) Die nachfolgenden Beispiele sind Orientierungsmetaphern, denen die Konzepte OBEN und UNTEN zugrunde liegen:

- (2) GLÜCKLICH SEIN IST OBEN. TRAUIG SEIN IST UNTEN.
a. Ich fühle mich heute *oben* auf. Das *beflügelte* meinen Geist.
b. Ich fühle mich *niedergedrückt*. Ich *verfiel* in eine tiefe Depression.
Lakoff/Johnson (2008: 23)

- (3) HOHER STATUS IST OBEN. NIEDRIGER STATUS IST UNTEN.
a. Er hat eine *erhabene* Position. Er *klettert* die Karriereleiter *hoch*.
b. Er ist am *unteren Ende* der gesellschaftlichen Hierarchie. Ihr Ansehen *sank*.
Lakoff/Johnson (2008: 25)

Die konzeptuellen Metaphern dieser Art spiegeln – wie man anhand des Konzepts HOHER STATUS IST OBEN erkennt – Wertevorstellungen wider, wie sie in unserem Kulturkreis etabliert sind. Durch die Beschäftigung mit der Metapher als Einheit zur Strukturierung des alltäglichen Denkens wird deutlich, dass diese Vorstellungen besonders auf physischen und kulturellen menschlichen Erfahrungen beruhen. Lakoff/Johnson (2008: 22)

Die dritte Kategorie bilden die *ontologischen Metaphern*. Physische Dinge, Objekte und Erfahrungen, die an sich abstrakt sind, kann der Mensch durch sie als Entitäten auffassen, auf die er sich nach dem kognitiven Prozess der Übertragung beziehen kann. (2008: 35) Als Beispiel verwenden Lakoff und Johnson die konzeptuelle Metapher

- (4) INFLATION IST EINE ENTITÄT
a. *Die Inflation verringert* unseren Lebensstandard.
b. Wenn die *Inflation weiterhin so steigt*, werden wir in größte Schwierigkeiten kommen.
c. Wir müssen *die Inflation bekämpfen*.
Lakoff/Johnson (2008: 36)

Wenn der abstrakte Begriff der Inflation kognitiv in eine Entität verwandelt wird, kann man im weiteren Sprachgebrauch besser mit ihm operieren. Man hat plötzlich etwas Konkretes sprachlich zur Verfügung, auf das Bezug genommen werden kann: Die „Erfahrungen mit physischen Objekten (insbesondere mit dem

eigenen Körper) [bilden] die Grundlage für eine enorme Vielfalt an ontologischen Metaphern [...]“ Lakoff/Johnson (2008: 35). Eine besondere Form der ontologischen Metapher ist dabei die Personifikation. In dieser Übertragung werden die zuvor erwähnten physischen Dinge nicht zu Entitäten gemacht, sondern erhalten die Gestalt und Eigenschaften einer Person. Dabei haben sie von allen Metaphern den stärksten ontologischen Gehalt:

- (5) a. Seine *Theorie erklärte* mir das Verhalten von Hühnern in Legebatterien.
- b. Das *Leben hat* mich *betrogen*.
- c. Das *Experiment von Michelson-Morley hat* eine neue physikalische Theorie geboren.

Lakoff/Johnson (2008: 44)

Die Personifikation als stärkste Form der ontologischen Metapher wird vor allem bei der Analyse des Textes von Orsenna und Vollmann eine wichtige Rolle spielen. Betrachtet man Sprache als ein Abstraktum, dann ergibt sich die Notwendigkeit, Metaphern für diesen schwer zugänglichen Bereich zu finden, um sich auf diese Weise mit einem solch anspruchsvollen Gegenstand auseinander zu setzen. Gerade für Schüler ist eine Annäherung an die Sprache aus der kognitiven Perspektive gut geeignet, wie im weiteren Verlauf meiner Arbeit noch herausgestellt werden soll.

3 Ein Vergleich der Grammatiken

In diesem Abschnitt möchte ich darstellen, nach welchen Kriterien die drei unterschiedlichen Grammatiken eine Klassifizierung der Wörter in Wortarten vornehmen. Zur Beschreibung von Wortarten können morphologische, syntaktische und semantische Aspekte angelegt werden. Semantisch-pragmatische Kriterien spielen dabei in sehr geringem Maß eine Rolle.

Bei der Auswahl habe ich mich vor allem am Gebrauchscharakter der drei Grammatiken orientiert. Sie können sowohl im wissenschaftlichen Bereich verwendet werden, sind darüber hinaus aber auch für den alltäglichen Gebrauch außerhalb der Universität geeignet. Als ein weiteres Orientierungsmedium hätte in diesem Zusammenhang daher durchaus auch der DUDEN gewählt werden können.⁴

3.1 Was ist ein Wort?

Bevor man festlegen kann, nach welchen Kriterien man Wörter in verschiedene Wortarten einteilen kann, stößt man auf das Problem, dass zu Beginn zugrunde gelegt werden sollte, was man unter dem Begriff „Wort“ versteht.⁵ Es ergeben sich dabei nicht nur in dieser Arbeit Schwierigkeiten. Es gibt mehrere

⁴ Hennig untersucht in einem Projekt zur „Grammatik-Benutzungsforschung“ vor allem die Beziehung zwischen den unterschiedlichen Grammatiken und ihren Benutzern. (<http://www.grammatikbenutzungsforschung.de/projekt.htm#grammatiken>; Stand: 29.03.2011)

⁵ Am Ende dieser Arbeit werde ich nicht zu einer endgültigen Definition von „Wort“ kommen. Ich möchte allenfalls darstellen, welche Problemfälle bei einem solchen Versuch entstehen können, um nachher untersuchen zu können, ob sich auch Orsenna und Vollmann mit diesen Zweifelsfällen auseinandersetzen.

Problemfälle, die eine ohnehin schon kaum mögliche grundlegende und allgemein gültige Definition von „Wort“ erschweren: Sonderfälle dieser Art sind zum Beispiel zusammengesetzte Verben wie in

- (6) Ich *nehme* das Buch *mit*.

Es besteht die Frage, ob man dabei den Zusatz *mit* als eigenständiges Wort wertet, so dass sich zwei verschiedene Wörter ergeben, oder ob man von der Infinitivkonstruktion ausgehen soll, bei der es sich dann bei Verb und Zusatz um ein einziges Wort *mitnehmen* handelt. Ebenso problematisch sind Infinitivkonstruktionen und zusammengesetzte Verben:

- (7) Er hat versucht, mich *umzufahren*.
Boettcher (2009: 3)

Hentschel/Weydt (2003: 14) plädieren dafür, diese Wörter immer bezogen auf das gesamte Sprachsystem zu beurteilen und keine Wertungen dieser Wörter im jeweils individuellen Kontext vorzunehmen. Damit sprechen sie sich für die Betrachtung von Lexemen und gegen syntaktische Wörter oder Wortformen als Grundlage für eine Wortartenklassifikation aus.

Des Weiteren ist zu untersuchen, ob man auch Wortverschmelzungen als zwei verschiedene Wörter werten oder sie im Endzustand ihrer Verschmelzung als ein Wort betrachten soll. Ein Spezialfall sind Wortverschmelzungen wie in

- (8) Wir gingen am Abend *ins* Kino.

Man könnte die Wortverschmelzung von *in* und *das* in (8) wie in (9) auflösen:

- (9) Wir gingen am Abend *in das* Kino.

Die beiden Beispielsätze unterscheiden sich vor allem stilistisch voneinander. Boettcher sieht die Wortverschmelzung *ins* als zwei Wörter an. (2009: 4) Bei der Verschmelzung von einer Präposition und einem Artikel handelt es sich zudem um einen Grammatikalisierungsprozess, bei dem der unterschiedlich stark verfestigte Verschmelzungsgrad der beiden klitisierenden Wörter zu berücksichtigen ist. Bei manchen Verschmelzungen ist eine Trennung sogar ungrammatisch, da die Formen bereits als festgelegte grammatikalisierte Elemente zusammen lexikalisiert sind. Nübling (2005)

Auch Kompositum-Ellipsen wie

- (10) Hausbau und *-verkauf*
Boettcher (2009: 3)

müssen in die Diskussion um eine Definition von „Wort“ mit einbezogen werden. Boettcher weist in diesem Fall darauf hin, dass *-verkauf* in (10) kein

eigenständiges Wort ist und nur im Zusammenhang mit der elliptischen Gesamtkonstruktion als solches angesehen werden kann. (Ebd.)

Aufgrund der hier dargestellten Definitionsschwierigkeiten von „Wort“ legen Hentschel/Weydt ihrer Grammatik „eine eher intuitive, alltagssprachliche Auffassung des Begriffs“ (2003: 14) zugrunde. Diese intuitive Auffassung wird nicht weitergehend erläutert. Helbig/Buscha setzen sich von Anfang an in ihrer Grammatik nicht mit einer grundlegenden Definition von „Wort“ auseinander. Die Unterscheidung von Wortformen, syntaktischen Wörtern und Lexemen wird nur bei Boettcher detailliert vor eine daran anschließende Wortartenklassifikation gestellt. Er verdeutlicht dabei, dass er in seiner Grammatik Lexeme als Grundlage für eine nachfolgende Wortarteneinteilung verwendet und versteht darunter „Bündelungen syntaktischer Wörter unter Neutralisierung ihrer syntaktischen Prägungen nach Numerus, Kasus usw.“ (2009: 7) Auch ich lege dieser Arbeit Lexeme als Basis für die weitere Untersuchung zugrunde.

3.2 Was ist eine Wortart?

Eine „Wortart“ umfasst gegenüber dem Begriff „Wort“ „Mengen von einzelnen Exemplaren, die alle ein bestimmtes Merkmal gemeinsam haben; dieses kommt den Exemplaren dieser Klassen fest zu“ Linke et al. (2009: 90). Diese Definition sehe ich als grundlegend richtig an. Wörter, die sich durch eine Eigenschaft von anderen abgrenzen, sollte man aufgrund dieser Gemeinsamkeit zu einer Gruppe zusammenfassen. Bezüglich der Festlegung auf nur ein bestimmtes Merkmal jeder Wortart habe ich aber Zweifel, da man einer Wortart durchaus mehrere Merkmale zuweisen kann, die für sie charakteristisch sind. Die drei ausgewählten Grammatiken unterscheiden sich in der Wertung und Hierarchisierung ihrer Kriterien zur Wortartenklassifikation sehr; sie legen jedoch für jede Wortart mehrere Eigenschaften zugrunde, die jeweils charakteristisch sind und die Wortart von den anderen unterscheiden.

Hentschel/Weydt bestimmen Wortarten grob als „Gruppen von Wörtern, die bestimmte Merkmale teilen“ (2003: 14). Sie halten sowohl die Verwendung morphologischer als auch syntaktischer Kriterien bei der Klassifikation für ungeeignet. Bei einer morphologischen Einteilung unterscheiden sie zwischen flektierenden und nicht flektierenden Wortarten. Als Voraussetzung für eine solche Unterscheidung sehen sie dabei eine „synthetische Formenbildung“ (2003: 15) an, die aber nicht alle Sprachen besitzen. Sie erläutern jedoch, dass auch andere Sprachen, die die Fähigkeit zur synthetischen Formenbildung nicht haben, Substantive und Verben besitzen, die im Deutschen beispielsweise zwei der flektierenden Wortarten ausmachen. An dieser Stelle möchte ich jedoch nach dem Zweck und vor allem dem angestrebten Geltungsbereich ihrer Grammatik fragen: Soll ein Überblick über die Wortarten der deutschen Sprache gegeben werden oder versuchen Hentschel/Weydt, Kriterien zu finden, die für alle Sprachen der Welt allgemeingültig sind? Ein Kriterium, das für sie den

Rückgriff auf syntaktische Kriterien rechtfertigt, ist, dass manche Wörter wie beispielsweise *lila* und *Milch*, denen eigentlich aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu den Wortarten „Adjektiv“ und „Substantiv“ die Fähigkeit zur Flexion zugeschrieben werden müsste, nicht flektiert werden können. Im Anschluss daran geben sie an, dass in der Mehrheit der deutschen Grammatiken syntaktische Kriterien bei der Wortartenklassifikation angelegt würden. Allerdings halten sie auch ein solches Vorgehen für ungeeignet und dem Gegenstand gegenüber inadäquat. Ihr Hauptargument dafür ist, dass eine Subjektposition im Satz nicht immer zwangsläufig von Substantiven eingenommen werden müsse und auch nicht nur Verben Prädikate bilden könnten. (2003: 16)

Aufgrund dessen wenden sie in ihrer Grammatik kognitive Prinzipien an, die vier verschiedene Typen zur Einteilung der Wörter nach ihrer Semantik ergeben: Wörter mit kategorematischer Bedeutung, die Hentschel/Weydt auch als lexikalische Bedeutung bezeichnen, sind mit den Autosemantika gleichzusetzen. Die kategorematische Bedeutung „gliedert einen bestimmten Bereich aus der außersprachlichen Wirklichkeit aus. Das Ausgegliederte kann ein Objekt sein, aber auch ein Vorgang, eine Eigenschaft, eine Relation usw.“ (2003: 17). In dieser Bedeutungskategorie wird außerdem zwischen einer absoluten und einer relationalen Bedeutung unterschieden. Wörter mit absoluter Bedeutung sind solche wie *Pferd* und *liegen*, die über unabhängige semantische Merkmale verfügen. Dagegen ergeben sich diese bei Wörtern mit relationaler Bedeutung erst im Zusammenhang mit und in Abhängigkeit von anderen Wörtern; Beispiele sind *Onkel* und *groß*. (2003: 17 f.)

Eine deiktische Bedeutung haben Wörter, die auf etwas verweisen und etwas anzeigen. Dabei kann auf Zielpunkte, Personen und Orte verwiesen werden. (2003: 18) Als problematisch empfinden Hentschel/Weydt dabei Personalpronomen wie *ich*, *du*, *er*, *sie* und *es*, bei denen die bestimmten Verweisrelationen nicht nur durch die Pronomen selbst, sondern auch durch die Flexionsendungen des Verbs realisiert werden. Hier diskutieren sie, ob auch die Personalendungen des Verbs eine deiktische Bedeutung haben. Hervorzuheben ist jedoch, dass nicht nur Pronomen eine deiktische Bedeutung inhärent ist, sondern diese auch in anderen Wortarten wie den Adverbien und Adjektiven vorhanden ist. (2003: 19 ff.)

Die dritte Bedeutungskategorie ist die Wortartenbedeutung, die auch als kategorielle Bedeutung bezeichnet wird. Zur Unterscheidung dieser Bedeutung von der zuerst genannten kategorematischen wird folgendes Beispiel angeführt: Das, was den drei Wörtern *Fieber*, *fiebrig* und *fiebern* gemeinsam ist, ist die kategorematische Bedeutung. All das, was diese Wörter voneinander unterscheidet, macht die Wortartenbedeutung aus. In dieser Kategorie kann man die drei Wortarten „Substantiv“, „Adjektiv“ und „Verb“ dem Beispiel nach durch die Schemata *X* (=substantivisch), *x-ig* (=adjektivisch) und *x-en* (verbal) abbilden. (2003: 20)

Die vierte Kategorie der kognitiven Prinzipien bei Hentschel/Weydt ist die synkategorematische Bedeutung, die als Pendant zur kategorematischen Bedeutung alle Synsemantika beinhaltet. Wörter dieser Bedeutungskategorie entwickeln ihre jeweilige Bedeutung nur in Relation zu anderen Wörtern – „sie drücken Relationen zwischen von Autosemantika bezeichneten Phänomenen aus“ (2003: 22). Sie allein können kein Element aus der außersprachlichen Wirklichkeit ausgliedern. Beispiele dafür sind die Partikeln. (Ebd.)

Im konkreten Bezug auf die Wortarten bedeuten Hentschel/Weydts vier Kategorien, dass Verben, Substantive und Adjektive eine kategorematische und zugleich eine Wortartenbedeutung haben. Pronomen, Numeralia und Artikel haben dagegen eine deiktische und eine Wortartenbedeutung. Synkategorematische Bedeutung weisen wie zuvor erwähnt alle Partikeln im weiteren Sinne auf. Zu diesen gehören Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen.⁶

Helbig/Buscha (2005) sprechen sich in ihrer Grammatik für die bevorzugte Verwendung syntaktischer Kriterien zur Wortartenklassifikation aus. Sie verwenden den Begriff „Wortklassen“ und meinen damit „Wortarten im syntaktischen Sinne“⁷ (2005: 19). Sie befinden morphologische und semantische Kriterien für primär defizitär, da nicht alle Wörter „einen direkten Wirklichkeitsbezug aufweisen“ (Ebd.) und viele auch nicht flektierbar seien. Sie ermitteln die verschiedenen Eigenschaften, die die einzelnen Wortarten voneinander unterscheiden, durch das Verhältnis der Wörter zueinander im Satzgefüge und ihre Fähigkeit, in bestimmte Substitutionsrahmen eingesetzt werden zu können. (Ebd.) Demnach werden die Wortarten anhand ihres „Stellenwert[s] im Satz, durch die Substituierbarkeit in einem gegebenen Satzrahmen, durch das Vorkommen in einer bestimmten Umgebung [und] durch die syntaktische Funktion im Satz“ (Ebd.) ermittelt. Zur Verdeutlichung stellen Helbig/Buscha in der Einleitung ihrer Grammatik vier verschiedene Substitutionsrahmen vor:

- (11)a. Der ... arbeitet fleißig.
- b. Der Schüler ... fleißig.
- c. Er sieht einen ... Arbeiter.
- d. Der Lehrer arbeitet ...

Helbig/Buscha (2005: 19)

Die freie Stelle in Beispiel (11a) kann nach Hentschel/Weydt nur ein Substantiv füllen. In (11b) ist der Einsatz eines Verbs gefragt, (11c) verlangt ein Adjektiv

⁶ Die Adverbien werden bei Hentschel/Weydt an dieser Stelle keiner dieser Gruppen eindeutig und namentlich zugeteilt. Eine Zuordnung zur Gruppe der Wörter mit kategorematischer und Wortartenbedeutung finde ich in diesem Zusammenhang sinnvoll. Die Pronomen und Artikel werden ebenfalls in ihrer Grammatik behandelt, aber auch sie werden nicht konkret einer der Bedeutungsgruppen zugeordnet. Hier schlage ich eine Zuteilung zur Gruppe der Deiktika vor.

⁷ Ich verwende im Folgenden den einheitlichen Begriff „Wortart“, habe aber hiermit zur Kenntnis genommen, dass die Bezeichnung bei Helbig/Buscha eine andere ist.

und im Beispiel (11d) kann nur ein Adverb in den Substitutionsrahmen eingefügt werden. Durch die unterschiedlichen Möglichkeiten des Einsetzens bilden sich dann die jeweiligen Wortarten heraus; alle Wörter, die aufgrund ihrer Eigenschaften in die Lücke in Beispiel (11a) eingefügt werden können, sind Substantive.

Helbig/Buscha betonen in ihren syntaktisch orientierten Ausführungen besonders, dass sie von einer traditionellen Einteilung der Wortarten, wie man sie in älteren Schulgrammatiken finden könne, abweichen wollen, weswegen man in ihrer Aufteilung auch Wortarten wie Numeralia und Pronomen nicht finden könne. Numeralia und Pronomen stellen für sie keine eigene Wortart dar. Interjektionen werden bei ihnen unter die Satzäquivalente subsumiert. Pronomen werden in der Grammatik innerhalb der Wortart der Substantive als substantivische Pronomina behandelt. (2005: 20) Ganz grob findet bei Helbig/Buscha eine Unterscheidung der vier Hauptwortarten „Verb“, „Substantivwörter“, „Adjektiv“ und „Adverb“ von der großen anderen Gruppe der „Funktionswörter“ statt, die ihrerseits wiederum die drei Subkategorien „Fügewörter“, „Modalwörter“ und „Partikeln“ enthält. Sie nennen auch die „Satzäquivalente“ als Untergruppe der Funktionswörter, die jedoch nicht als eigenständige Wortart angesehen werden. Innerhalb der Untergruppen der Funktionswörter lassen sich die Fügewörter noch in Präpositionen und Konjunktionen unterteilen. Bei den Konjunktionen grenzen Helbig/Buscha die Subjunktionen von den Adjunktionen ab. Auch die Partikeln werden noch einmal unterteilt in Abtönungs-, Grad- und Steigerungspartikeln. Für die Hauptwortarten legen Helbig/Buscha den zuvor veranschaulichten festgelegten Substitutionsrahmen dar. Zudem haben die vier Hauptwortarten primär lexikalische Bedeutung und unterscheiden sich dadurch von den Funktionswörtern, die grammatische Funktionen erfüllen.

Boettcher (2009) verwendet zur Wortartenklassifikation vorwiegend morphologische Kriterien und unterteilt die verschiedenen Wortarten grob in flektierende und unflektierbare Wortarten. Dabei werden die flektierbaren Wortarten „Verb“, „Nomen“, „Pronomen im weiten Sinn“ und „Adjektiv“ von der unflektierbaren Wortart „Partikeln im weiten Sinn“ abgegrenzt. Zur Unterteilung der flektierbaren Wörter wendet Boettcher die bekannten Flexionskategorien Tempus, Modus, Handlungsform, Person, Numerus, Kasus, Genus und Komparation an. Verben flektieren dabei zentral nach Tempus und Modus und peripher nach Person und Numerus. Nomen sind vor allem durch die Flexion nach Genus und Numerus geprägt und verändern sich außerdem nach Kasus. Bei den Pronomen erfolgt die Flexion nach Numerus und Genus und des Weiteren nach Kasus. Die Adjektive flektieren wie ihr Bezugswort nach Genus, Kasus und Numerus. Sie sind die einzige Wortart, die die Flexionskategorie Komparation anwendet. (2009: 26 ff.) Die Flexion nach Numerus ist allen vier Hauptwortarten gemeinsam. Nomen auf der einen Seite hebt Boettcher durch ihr

festes Genus von den anderen Wörtern ab, wodurch sich die Pronomen und Adjektive abgrenzen. Pronomen und Adjektive unterscheiden sich voneinander wiederum durch die Fähigkeit zur Komparation, die die Pronomen nicht besitzen. (2009: 24) Pronomen unterteilt Boettcher je nach Funktion in Begleiter und Stellvertreter, wobei von einigen Elementen dieser Gruppe auch beide Funktionen ausgeübt werden können. Auch die Artikel werden in ihrer Begleiterfunktion dieser Gruppe zugeordnet.

Boettcher erkennt aber an, dass dort, wo anhand morphologischer Kriterien keine Subkategorisierung der einzelnen Wortarten mehr vorgenommen werden kann, syntaktische und auch semantisch-pragmatische Kriterien greifen müssen. Speziell bei der weiteren Unterteilung der unflektierbaren Wortarten wird die Vorfeldfähigkeit als syntaktisches Kriterium mit einbezogen. Daraus ergibt sich dann zunächst die weitere Unterscheidung der „Partikeln im weiten Sinn“ in Adverbien auf der einen und Präpositionen, Konjunktionen und Partikeln im engen Sinn auf der anderen Seite. Das syntaktische Kriterium „nicht kassussetzend“ grenzt dann die Konjunktionen und Partikeln im engen Sinn von kassussetzenden Präpositionen ab. Konjunktionen und Partikeln unterscheidet die teilsatz- bzw. satzteilverbindende Komponente voneinander, die nur bei den Konjunktionen angelegt ist. Bei den Partikeln im engen Sinne muss Boettcher semantisch-pragmatische Kriterien zur Unterteilung anwenden, was dazu führt, dass sich noch zehn weitere Unterkategorien herausstellen. Es gibt demnach Grad-, Fokus-, Einstellungs- und Negationspartikeln, außerdem die Begrüßungs- bzw. Verabschiedungspartikeln, Gliederungs- und aufmerksamkeitssteuernde Partikeln sowie Kontakt-, Antwort- und Responsivpartikeln, die alle gesprächsgebundene Partikeln sind. (2009: 24)

Es ist abschließend wichtig, zu erwähnen, dass alle drei Grammatiken zwar entweder semantische, morphologische oder auch syntaktische Kriterien zur Wortartenklassifikation besonders geeignet finden, aber dennoch keine der anderen Kriterien völlig in ihrer Betrachtung ausschließen. Alle stellen die Wortarten hinsichtlich ihrer semantischen, morphologischen und auch syntaktischen Eigenschaften dar. Dadurch ergibt sich, dass eine Wortart nicht nur auf eine spezifische Eigenschaft festgelegt werden kann, wie dies bei der Definition von Linke et al. (2004) dargestellt wurde. Hentschel/Weydt, Helbig/Buscha und Boettcher setzen lediglich jeweils andere Prioritäten bei der Gewichtung der Kriterien.

Hentschel/Weydt sehen als offene Klassen mit sowohl kategorie-matischer als auch Wortartenbedeutung die Hauptwortarten Verben, Substantive und Adjektive an. Sie werden von den geschlossenen Klassen der Deiktika und Synkategorie-matika abgegrenzt. Daraus ergibt sich in semantischer Hinsicht eine grobe Zweiteilung. Helbig/Buscha nehmen eine ähnliche Teilung vor und unterscheiden nach syntaktischen Merkmalen die Hauptwortarten der Verben, Substantivwörter, Adjektive und Adverbien. Die Substantivwörter erfahren bei

ihnen zudem eine Teilung in Substantive und substantivische Pronomina. Alle anderen Wortarten gehören zu den Funktionswörtern.

Bei Boettcher findet nach morphologischen Aspekten eine Teilung in flektierbare und unflektierbare Wortarten statt. Zu der Gruppe der flektierbaren Wörter als Hauptwortarten zählt er die Verben, Nomen, Pronomen und Adjektive. In den Grammatiken werden die Wortarten unterschiedlich benannt. Es stehen sich die Bezeichnungen „Nomen“, „Substantivwörter“ und „Substantiv“ gegenüber. Boettcher verwendet den Terminus „Nomen“ mit der Begründung, er helfe Schülern bei der ohnehin schon schwierigen Auseinanderhaltung der Begriffe „Substantiv“ und „Subjekt“. Diese Benennung bei Hentschel/Weydt und Helbig/Buscha ist nicht dergestalt motivierbar. Zudem gibt es die Bezeichnungen „Artikel“ und „Artikelwörter“. Weil ich die in den Grammatiken genannten Termini als synonym ansehe und mir in dieser Arbeit eine begriffliche Einheitlichkeit wichtig ist, verwende ich im Folgenden durchgängig die Bezeichnungen „Substantiv“ und „Artikel“, da sie auch bei Orsenna und Vollmann in dieser Art und Weise auftreten.

Im Hinblick auf die Anzahl der Wortarten gleichen sich die Grammatiken: Helbig/Buscha erhalten durch ihre vorrangig syntaktische Klassifikation acht Wortarten, die sie wie bereits erläutert noch unterteilen. Boettcher legt seiner Grammatik auch acht Wortarten zugrunde. Bei Hentschel/Weydt sind ebenfalls acht Wortarten angesetzt, wobei die ungenaue schematische Darstellung mit ihrer oft namentlich nicht eindeutigen Zuordnung auch andere Auslegungen mit einer Darstellung von neun Wortarten zulassen würde. Die Anzahl der dargestellten Wortarten soll auch im späteren Vergleich mit Orsennas und Vollmanns Text noch einmal aufgegriffen werden.

Im Vergleich der drei Grammatiken stellt sich hier heraus, dass insgesamt gesehen die Wortarten „Verb“, „Substantiv“, „Adjektiv“, „Pronomen“ und „Adverb“ zu Beginn aufgeführt werden. In allen drei Werken werden die Verben zuerst behandelt. Darauf folgen immer die Substantive. Im Anschluss daran werden grundsätzlich die Adjektive eingeführt, wobei bei Helbig/Buscha der Darstellung der Adjektive die der Adverbien folgt, die in meiner Arbeit als vierte Hauptwortart angesehen werden.

Auf den folgenden Seiten finden sich die Wortartenklassifizierungen von Hentschel/Weydt, Helbig/Buscha und Boettcher in drei Abbildungen wieder. Diese visuelle Darstellung soll das weitere Lesen erleichtern und die jeweils unterschiedliche Einteilung noch einmal verdeutlichen. Die Abbildungen zu Hentschel/Weydt und Boettcher sind deren Grammatiken entnommen; dabei habe ich die Darstellungen von Hentschel/Weydt anhand ihrer Erläuterungen geringfügig erweitert. Analog dazu habe ich auf der Grundlage von Hentschel/Weydt und Boettcher eine Abbildung zur Wortartenklassifikation bei Helbig/Buscha erstellt.

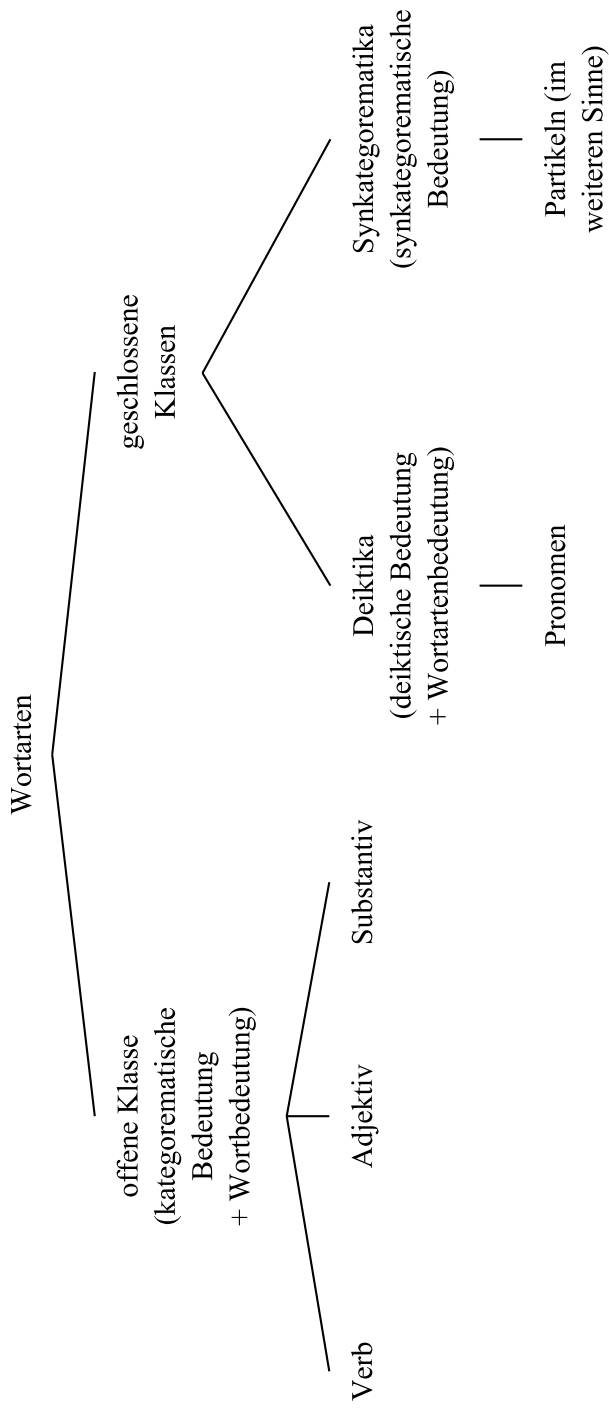


Abbildung 1. Wortartenklassifikation erweitert nach Hentschel/Weydt (2003: 24).

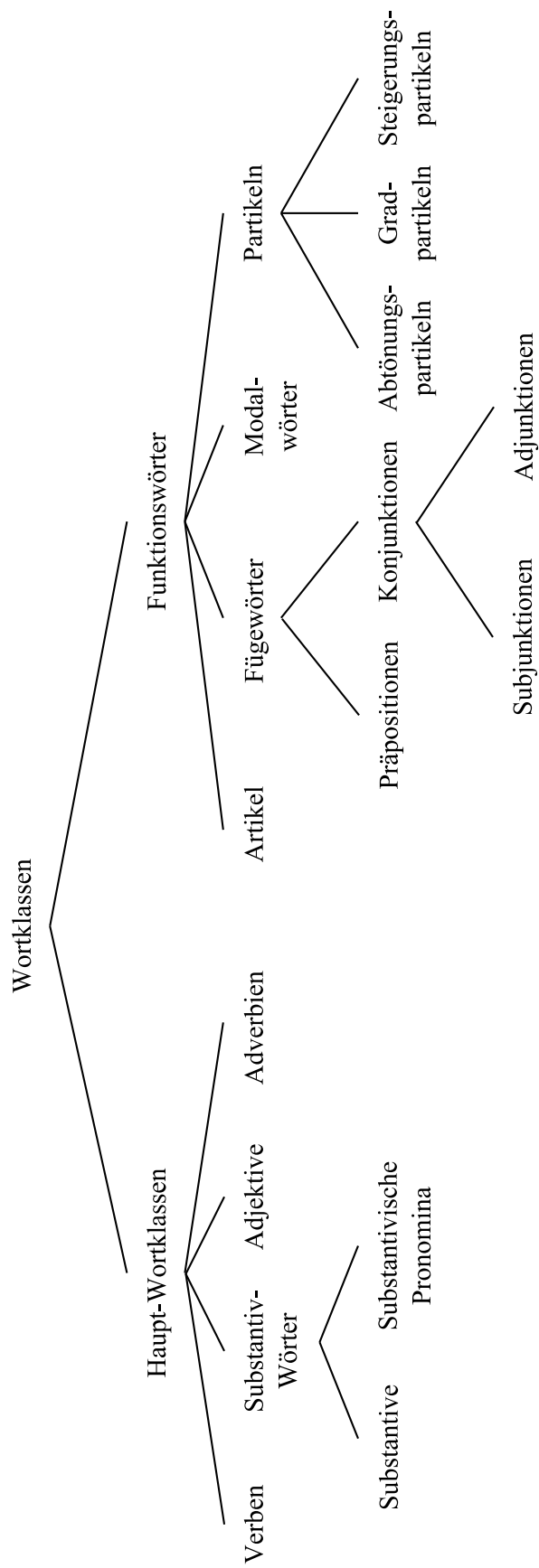


Abbildung 2. Wortartenklassifikation nach den Erläuterungen von Helbig/Buscha (2005).

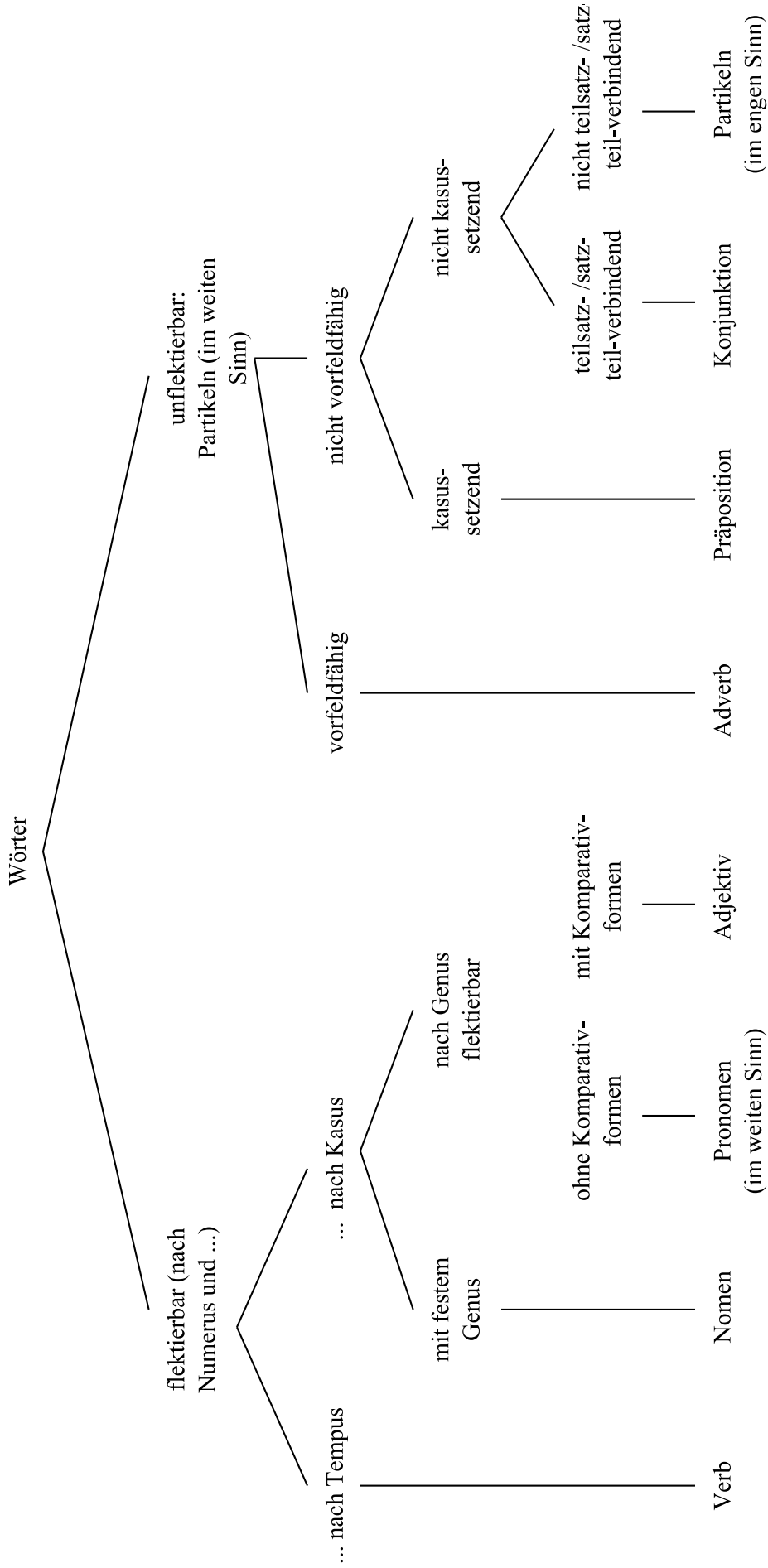


Abb.ildung 3. Wortartenklassifikation bei Boettcher (2009: 24).

4 Die Wortarten im Detail – eine Darstellung der semantischen, morphologischen und syntaktischen Kriterien

Um eine umfassende Analyse der Wortartenklassifikation bei Orsenna und Vollmann vornehmen zu können, stelle ich im weiteren Verlauf aus den drei Grammatiken einen Kriterienkatalog bestehend aus semantischen, morphologischen und syntaktischen Merkmalen zusammen, die charakteristisch für die jeweiligen Wortarten sind. Dieser Kriterienkatalog soll als eine wissenschaftliche „Schablone“ über den literarischen Text von Orsenna und Vollmann gelegt werden, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Klassifikation erkennen zu können. Bei der Auswahl der im Anschluss näher erläuterten Wortarten orientiere ich mich an den neun bei Orsenna und Vollmann dargestellten Wortarten.⁸ Bei der weiteren Beschreibung der Wortarten beziehe ich mich außerdem auf die in den Grammatiken durchgeführte Teilung in Haupt- und Nebenwortarten.

4.1 Die Hauptwortarten

Jeweils etwas voneinander abweichend werden zusammenfassend Verben, Substantive, Artikel, Adjektive, Adverbien und Pronomen als Hauptwortarten in den Grammatiken angesehen. Diese große Gesamtzusammenstellung der Hauptwortarten ergibt sich daraus, dass Hentschel/Weydt darunter Verben, Substantive und Adjektive fassen. Für Helbig/Buscha bestehen die Hauptwortarten aus Verben, Substantiven, Adjektiven und Adverbien; Boettcher vereint unter diesem Begriff Verben, Substantive, Pronomen und Adjektive.

4.1.1 Verben

Verben lassen sich aus semantischer Perspektive in Tätigkeits-, Zustands- und Vorgangsverben einteilen. Hentschel/Weydt (2003: 36), Helbig/Buscha (2005: 59), Boettcher (2009: 40) Die zuerst genannten markieren inhaltlich eine Handlung, die sich vollzieht oder – je nach gewählter Tempusform – schon vollzogen hat, wie beispielsweise das Verb *öffnen* in

- (12) Plötzlich öffnet der Mann die Tür.

Wichtig ist dabei das handelnde Objekt, das ganz bewusst und aktiv eine Handlung vollzieht. Die Tätigkeitsverben konstituieren die „Dynamizität einer Situation“ Bußmann (2008: 18). Von ihnen unterscheiden sich die Zustandsverben, denen dieser dynamische Aspekt fehlt. Verben dieses Typs drücken eine statische und länger andauernde Situation aus, wie beispielsweise *schlafen*. Das Subjekt verändert sich in diesem Zusammenhang nicht. Diese Tatsache unterscheidet die Zustands- von den Vorgangsverben: Verben wie *erwachen* drücken ganz deutlich eine Zustandsveränderung des Subjekts aus und beenden einen zuvor herrschenden Zustand. Helbig/Buscha (2005: 59) Es bilden

⁸ Mein Vorgehen bedeutet nicht, dass ich die im Folgenden nicht erwähnten Wortarten, vor allem die Partikeln, für eine unwichtige Wortart halte.

sich bei der Unterscheidung der drei Verbgruppen also unterschiedliche Aktionsarten heraus. Diese teilen Hentschel/Weydt (2003: 41) in ihrer Klassifikation in mehrere Untergruppen: Sie trennen inchoative von egressiven Verben, die den Anfang bzw. das Ende einer Handlung wiedergeben. Zwischen diesen Polen liegen die punktuellen Verben, deren Geschehen nur auf einen bestimmten Zeitpunkt beschränkt bleibt, wie es beim Verb *platzen* der Fall ist. Iterative Verben spiegeln wiederholte Handlungen. Daneben gibt es diminutive Verben, die wie bei *hüsteln* eine nur geringere Intensität ausdrücken. Dem entgegengesetzt gibt es noch die intensiven Verben, die eine stärkere Intensität aufweisen, wie zum Beispiel das Verb *schnitzen*. (Ebd.)

Morphologisch ordnet man Verben den flektierbaren Wortarten zu, weil man sie konjugieren kann. Sie sind nach den Flexionsklassen Tempus, Modus, Handlungsform, Person und Numerus konjugierbar. Es gibt nach Boettcher die grammatischen Zeiten Präsens und Präteritum. Alle anderen analytischen Tempora bezeichnet er nicht als grammatische Zeiten, sondern sieht sie als bestimmte Ausprägungen des Prädikats an. (2009: 26) Bei den zusammengesetzten Zeiten treten in der Bildung Hilfsverben auf, die unter Zuhilfenahme von Infinitivkonstruktionen das Gesamtverb bilden. Die Flexionsklasse „Modus“ weist vier unterschiedliche Modi auf: Man unterscheidet dabei nach Indikativ, Konjunktiv I und Konjunktiv II und dem Imperativ. Vor allen Dingen in der gesprochenen Sprache werden vorrangig nicht Formen des Konjunktivs I, sondern die des Konjunktivs II verwendet. Die Veränderung nach Numerus haben die Verben insgesamt mit den Substantiven, Pronomen, Artikeln und Adjektiven gemeinsam. Boettcher (2009: 36)

Syntaktisch betrachtet weist das Verb die Fähigkeit zur Valenz auf. Durch die je nach Verb unterschiedlich ausfallende Eröffnung bestimmter Argumentstellen im Satz werden spezifische Anforderungen an die anderen Satzkonstituenten gestellt. Beispielsweise fordert das Verb *anrufen* außer einem Subjekt, das die Handlung ausführt, ein Objekt, das im Akkusativ steht. In der Grammatik von Helbig/Buscha (2005: 58) wird ein Schema möglicher obligatorischer und fakultativer Aktanten innerhalb eines Satzes gegeben. Dabei unterscheiden sie zum Beispiel Verben ohne Aktanten, solche mit nur einem obligatorischen Aktanten, mit mehreren obligatorischen und zusätzlichen fakultativen Aktanten und einige andere Möglichkeiten innerhalb der Valenzstrukturen. (Ebd.) Dabei werden die Verben nach ihrem „Verhältnis im Prädikat“ (2005: 44) betrachtet: Es stellen sich die Vollverben, die selbstständig das Prädikat eines Satzes bilden können und Nicht-Vollverben heraus, die nur zusammen mit anderen Elementen das Prädikat im Satz formen können. Bei den Nicht-Vollverben gibt es verschiedene Subverbtypen: Die Hilfsverben *haben*, *sein* und *werden* bilden zusammen mit dem Infinitiv und dem Partizip II die analytischen Tempus- und Passivformen. Die Modalverben *dürfen*, *können*, *mögen*, *müssen*, *sollen* und *wollen* gehören ebenfalls zur Gruppe der Nicht-Vollverben. Ihre Aufgabe besteht vor allem in der Markierung der Sprechereinstellung unter Zuhilfenahme des Infinitivs ohne *zu*. Sie können sowohl in deontischer als auch epistemischer

Verwendungsweise auftreten. Diewald (1993: 223) Die Untergruppe der modifizierenden Verben, die mit einem Infinitiv mit *zu* verwendet werden, sind den Modalverben ähnlich wie man im Beispiel (13) erkennt:

- (13) Wir scheinen uns misszuverstehen.
Hentschel/Weydt (2003: 83)

Darüber hinaus gibt es noch die Funktionsverben, die Teil eines Funktionsverbgefüges sind. Sie bilden zusammen mit einem nominalen Bestandteil das Prädikat. Ihre Semantik haben die Verben in dieser Konstruktion eingebüßt – sie hat sich in den nominalen Bestandteil der Fügung verlagert wie im Beispiel *zum Abschluss bringen*. Des Weiteren führen Helbig/Buscha die Gruppe der *bekommen*-Verben an, die das sogenannte Rezipienten- oder Dativpassiv konstituieren:

- (14) Sie bekommt von ihrem Mann einen schönen Blumenstrauß geschenkt.

Sie treten zusammen mit dem Partizip II auf und haben sich aufgrund ihrer Ähnlichkeiten mit dem *werden*-Passiv schon in das deutsche Passivsystem integriert. Askedal (2005: 217) Die sechste Gruppe, die Kopulaverben *sein*, *werden* und *bleiben*, formt ihre Prädikate im Satz entweder zusammen mit einem Adjektiv in Form eines Partizips oder Adverbs oder mit einem Substantiv als Prädikativ wie in

- (15) Sie ist / wird / bleibt Katholikin.
Helbig/Buscha (2005: 45)

Boettcher (2009: 63) fügt als „Verbspezialisten“ noch reflexive und reziproke Verben zur Gesamtgruppe der Verben hinzu. Diese beiden Gruppen behandeln Helbig/Buscha aus syntaktischer Klassifikationsperspektive nach ihrem Verhältnis zum Subjekt und Objekt (2005: 55). Reflexive Verben beziehen sich durch das Reflexivpronomen *sich* in seinen verschiedenen Personenformen auf das Subjekt des Satzes wie in

- (16) Sie zieht sich den Pullover an.

Bei reziproken Verben ist die Beziehung zwischen Subjekt und einem oder mehreren Objekten von wechselseitiger Art:

- (17) Peter und Paula küssen sich.

Über diese beiden Verbtypen hinaus gibt es die persönlichen und unpersönlichen sowie die transitiven und intransitiven Verben. Persönliche Verben können mit allen drei Personen verbunden werden – bei unpersönlichen Verben ist das nicht

möglich. Sie treten nur mit der 3. Person im Singular und dort mit einem unpersönlichen *es* wie in

- (18) *Es* schneit schon den ganzen Tag.

auf. Transitive und intransitive Verben beziehen sich auf das Verhältnis zum Objekt. Helbig/Buscha (2005: 46) Vereinfacht formuliert können transitive Verben ein Akkusativobjekt regieren, wie bei *essen* im Beispiel (19a). Intransitive Verben haben diese Fähigkeit nicht wie man anhand des Verbs *sitzen* in (19b) und (19c) erkennt:

- (19)a. An diesem sonnigen Tag essen wir ein Eis.
 b. Er sitzt bei der Party auf dem kleinsten Stuhl.
 c. *Er sitzt bei der Party den kleinsten Stuhl.

4.1.2 Substantive

Die semantische Funktion von Substantiven liegt darin begründet, dass sie Dinge, Sachverhalte und Personen benennen können. Aufgrund ihres hohen lexikalischen Gehalts haben sie eine katechoretische und eine Wortartenbedeutung. Bei der Namensgebung durch die Substantive unterscheidet man verschiedene Gruppen: Substantive geben sowohl Konkreta als auch Abstrakta einen Namen. Eigennamen bilden eine weitere Substantivgruppe. Hierunter werden beispielsweise auch Länder- und Gewässernamen gefasst. Unter die dritte Gruppe fasst man die Gattungsnamen, mit denen man sowohl eine Gattung wie *Vogel* bezeichnen, als auch einzelne Individuen dieser Klasse daraus hervorheben kann. Ebenfalls dazu zählen Stoffbezeichnungen wie *Holz* oder *Eisen*. Die vierte Gruppe sind die Kollektiva, die man auch Sammelbezeichnungen nennt. Hentschel/Weydt (2003: 148f.)

Substantive können dekliniert werden und gehören damit wie die Verben zu den flektierbaren Wörtern. Sie sind nach Kasus und Numerus flektierbar. Eine Numerusveränderung ist nicht bei den sogenannten Singulariatantum bzw. den Pluraliatantum möglich, die immer nur eine der beiden Numerusformen haben können. Das Genus von Substantiven ist fest, wobei jedoch zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht unterschieden wird; dabei gibt es Maskulina, Feminina und Neutra. Auch Substantive wie *das Tor* und *der Tor* bilden keine Ausnahme in der Festlegung des Genus: Sie sind zwei verschiedene Lexeme mit unterschiedlicher Bedeutung. Boettcher (2009: 65)

Die Kasus Nominativ, Akkusativ, Dativ und Genitiv machen die Beziehungen des Substantivs zu anderen Komponenten des Satzes deutlich. Es gibt reine Kasus (20a) und Präpositionalkasus (20b), bei denen die Beziehungsabhängigkeiten im Satz auch durch eine Präposition mitgestaltet werden:

- (20)a. Er schreibt seinem Vater einen Brief.
 b. Er schreibt an seinen Vater einen Brief.

Helbig/Buscha (2005: 255)

Bezüglich ihrer Syntax kann man folgende Aussagen über die Wortart Substantiv treffen: Substantive können nach einem Artikel oder nach einem Adjektiv stehen. Außerdem kann ein Substantiv zusätzlich zu einem Artikel und einem Adjektiv gleichzeitig ein weiteres Substantiv in Form eines Genitivattributes an sich binden:

(21) die spannende Entschlüsselung der Botschaft

In diesen Aspekten unterscheiden sich die Substantive von den substantivischen Pronomina, die nach Helbig/Buscha eine Unterkategorie der Substantive bilden und dies nicht können. (2005: 207)

4.1.3 Artikel

Der Artikel umfasst nicht nur die Formen des bestimmten Artikels *der, die* und *das* und des unbestimmten Artikels *eine, einer* und *eines* sowie einen Nullartikel, sondern besteht noch aus weiteren Elementen. Helbig/Buscha (2005: 322) zählen zu dieser Kategorie ebenfalls die Demonstrativ-, Possessiv-, Interrogativ- und Indefinitpronomen. In semantischer Hinsicht macht der bestimmte Artikel deutlich, dass das nachfolgende Substantiv „als bereits ‚identifiziert‘ gilt“ Boettcher (2009: 80). Der unbestimmte Artikel stellt das Gegenteil heraus.

Bezüglich des Genus, Kasus und Numerus richtet sich die Deklination des Artikels immer nach dem nachfolgenden Substantiv. Der Artikel zeigt das Genus des Substantivs an, weil dieses an der Form des Substantivs allein nicht unmittelbar zu erkennen ist. Diese Funktion und zudem die der Kasus- und Numerusmarkierung kann der Artikel nicht nur für ein Substantiv, sondern auch für eine gesamte Nominalgruppe markieren. Hentschel/Weydt (2003: 226) Im Satz steht der Artikel immer vor dem Substantiv, auf das es sich bezieht und das es näher bestimmt. Dabei ist zu beachten, dass mit einem Artikel kein weiteres Artikelwort koordinativ verbunden werden kann:

(22) *Das mein Buch ist interessant.

Verändert das Substantiv seine Stellung im Satz, so ist der Artikel an diese Positionsveränderung gebunden und verändert sich in die gleiche Richtung mit. Er legt für das Adjektiv zudem fest, ob es der schwachen, starken oder gemischten Deklination folgt. Ein Auftauchen des Artikels ist obligatorisch. Helbig/Buscha (2005: 320f.)

4.1.4 Adjektive

Adjektive lassen sich semantisch nach relativen und absoluten Adjektiven unterscheiden. Genau wie schon bei den Substantiven erhalten relative

Adjektive ihre spezifische Bedeutung erst, wenn sie in Relation zu anderen Objekten oder Personen, die sie näher bestimmen, gesetzt werden. Ein Beispiel dafür ist das Adjektiv *groß*. Die Eigenschaft *groß* muss hier erst in einen Vergleich mit einer anderen gestellt werden, damit man herausfinden kann, wie sich die Bedeutung konstituiert. Hentschel/Weydt (2003: 201) Das Adjektiv *groß* erhält durch die Beispielsätze

- (23)a. Der Mann ist groß.
b. Das Baby ist klein.

seine Bedeutung. Absolute Adjektive benötigen einen solchen Vergleich nicht. Sie ordnen ihre Eigenschaften den Dingen oder Personen direkt zu:

- (24) Die Sonne ist hell.

Eine weitere Gruppe bilden die Dimensionsadjektive. Dabei besetzen bestimmte in Opposition zueinander stehende Adjektive das jeweils gegenüberliegende Ende einer Skala, wie es bei *groß* und *klein* oder *hell* und *dunkel* der Fall ist. Helbig/Buscha unterscheiden die Adjektive außerdem noch nach ihrer Verwendung entweder mit *sein* oder *haben*. Zahladjektive bilden eine weitere kleinere semantische Unterkategorie. Hentschel/Weydt (2003: 202ff.)

Die Flexionsklasse der Komparation hebt die Adjektive von anderen flektierbaren Wortarten ab. Adjektive können als einzige Wortart sowohl die Form des Positivs, als auch einen Komparativ und einen Superlativ wie in *schön*, *schöner*, *am schönsten* bilden. Lediglich die absoluten Adjektive haben diese Fähigkeit meistens nicht. Boettcher (2009: 117) Durch die Verwendung der Konjunktionen *wie* und *als* kann mit dem Positiv und dem Komparativ ein Vergleich aufgestellt werden:

- (25) Das prächtige Haus ist schöner als die kleine Hütte.

Adjektive werden nach Boettcher nach ihrem jeweiligen syntaktischen Kontext unterschiedlich flektiert; es gibt auch hier starke und schwache Adjektive. Stark flektieren Adjektive dann, wenn sie vor einem Nomen ohne Artikel stehen:

- (26) Hoher Beamter verurteilt!
Boettcher (2009: 122)

Anders verhält es sich mit Adjektiven, vor denen ein bestimmter Artikel steht – sie werden schwach flektiert:

- (27) Der arme Beamte!
(Ebd.)

Als dritten Fall gibt es noch die Adjektive einer gemischten Flexion, die auftritt, wenn vor dem jeweiligen Adjektiv der unbestimmte Artikel steht:

- (28) Ein schlimmer Fall!
(Ebd.)

Farbadjektive wie *lila* oder *orange* ergeben einen Sonderfall: Sie bleiben – sofern sie nicht in der Umgangssprache in veränderter Weise gebraucht werden – in der Standardsprache unflektiert. Boettcher (2009: 124)

Syntaktisch ergeben sich für Adjektive drei unterschiedliche Verwendungsweisen: Sie können attributiv, prädikativ oder adverbial eingesetzt werden. Hentschel/Weydt (2003: 203) Die drei syntaktisch unterschiedlichen Ausprägungen der Adjektive stellen sich wie folgt dar:

- (29)a. attributiv: die schnelle Läuferin
b. prädikativ: die Läuferin ist schnell
c. adverbial: sie läuft schnell

Hentschel/Weydt (2003: 203)

Der Unterschied zwischen den drei Gebrauchsweisen besteht darin, dass nur das attributiv verwendete Adjektiv dekliniert wird und die Adjektive in prädikativem und adverbialem Gebrauch dagegen keine Flexionsendung erhalten. Adjektive, die ihren Ursprung in Ortsnamen haben, können darin aber eine Ausnahme bilden, da auch sie in attributivem Kontext nicht flektiert werden. Treten ein oder mehrere Adjektive in attributiver Verwendung in eine Verbindung zu einem Substantiv und einem eventuell vorhandenen Artikel, so muss zwischen beiden Elementen eine nominale Kongruenz hergestellt werden. Diese Kongruenz meint eine Übereinstimmung in den Kategorien Kasus, Numerus und Genus. Bei der prädikativen Gestaltung von Adjektiven wird der Ausdruck häufig mit der Kopula *sein* gebildet. Bei Adjektiven in adverbialer Verwendung besteht eine enge Verbindung zwischen Verb und Adjektiv, da sich das Adjektiv direkt auf das Verb bezieht. Weil diese Nähe zu den Adverbien besteht, werden Adjektive in adverbialem Gebrauch auch als Adjektivadverbien bezeichnet. Hentschel/Weydt (2003: 205) Helbig/Buscha beziehen Adjektive dieser Art aber in die Kategorie der Adverbien mit ein.

4.1.5 Pronomen

Die Pronomen bilden zwei Gruppen, die je nach Grammatik eine andere Bezeichnung haben. Hentschel/Weydt (2003: 237) unterscheiden substantivische und adjektivische Pronomina. Letztere bezeichnen sie als Proadjektive. Helbig/Buscha (2005: 322) fassen die Proadjektive unter dem Begriff „Artikelwörter“ zusammen und sehen Pronomen allgemein nicht als eigenständige Wortart an. Sie behandeln sie daher innerhalb der Wortart der Substantive und betonen die daraus resultierende Stellvertreterfunktion der Pronomen. Boettcher (2009: 74) unterscheidet innerhalb der Pronomen die

Gruppen der Begleiter und Stellvertreter, in die er auch die Artikel mit einbezieht. Pronomen können als Begleiter auftreten wie beispielsweise in *dieser Text, solch ein Tier, irgendwelche Kunden* oder *einige Probleme*. Als Stellvertreter ersetzen sie ein Substantiv und können dadurch beide Funktionen der Wortart erfüllen.

Pronomen können Demonstrativ-, Possessiv-, Relativ-, Reflexiv-, Interrogativ- oder Indefinitpronomen sein. Dabei sind die Relativpronomen in ihrem Formenbestand keine eigene Wortgruppe, weil sie Material aus den anderen genannten Pronomengruppen verwenden. Hentschel/Weydt (2003: 239ff.) Als prototypisch werden innerhalb der Wortart jedoch meistens die Gruppe der Personalpronomen angesehen. Diese können in der 1. und 2. Person nach Numerus, nicht jedoch nach Genus flektiert werden, was den Formen der 3. Person vorbehalten ist. Grundsätzlich sind die Pronomen deklinierbar und demnach flektierbare Wortarten. Helbig/Buscha (2005: 226) erläutern innerhalb der Darstellung der Personalpronomen besonders den Unterschied zwischen vertrauter Form und der Höflichkeitsform der 2. Person. Wenn die Pronomen die Begleiterfunktion erfüllen, in der sie wie Adjektive verwendet werden, sind sie jedoch nicht wie die Adjektive komparierbar. Eine ähnliche Einschränkung erfahren sie auch in der Stellvertreterfunktion, da sie dann nicht wie die Substantive einen Artikel oder Adjektive vor sich binden können. Hentschel/Weydt (2003: 237)

Die semantische Funktion der Pronomen ist die Situierung von Objekten oder Personen im Gesamtkontext eines Satzes. Sie haben daher keine kategoriale, sondern deiktische Bedeutung. (Ebd.) Vor allem drücken sie aus, ob etwas bereits bekannt ist oder nicht. Darüber hinaus machen sie Angaben über die Quantität des nachfolgenden Substantivs und können eine Verknüpfung innerhalb des Kontextes erstellen. Boettcher (2009: 74)

4.1.6 Adverbien

Adverbien sind im Gegensatz zu den zuvor dargestellten Wortarten nicht flektierbar und weisen daher nur geringfügig morphologische Kriterien auf. Sie haben – anders als die Adjektive – nur beschränkt die Fähigkeit zur Komparation. Adjektivadverbien und ihr formgleiches Äquivalent in der Wortart „Adjektiv“ komparieren auf die gleiche Weise. Helbig/Buscha (2005: 305) Boettcher (2009: 133) unterscheidet die Adverbien außerdem noch in einfache und komplexe Adverbien. Zu den letzteren zählen Pronominal- und Präpositionaladverbien.

Da die Adverbien nicht viele morphologische Merkmale aufweisen, sind sie in Bezug auf ihre semantischen und syntaktischen Möglichkeiten weitaus komplexer. Hentschel/Weydt (2003: 261ff.) setzen in ihrer Grammatik acht semantisch unterschiedliche Gruppen von Adverbien an: Die Interrogativadverbien geben Antworten auf die Frage nach den Umständen *wo?*, *wann?*, *wie?* und *warum?*. Hier wird von Hentschel/Weydt darauf hingewiesen, dass sie entweder eine eigenständige Kategorie innerhalb der Wortart „Adverb“

bilden können oder dass eine Aufteilung ihrer spezifischen Bestandteile auf andere weitere semantische Adverbienunterteilungen vorgenommen werden kann, zum Beispiel ein Bezug des Umstands *wie* auf die Modaladverbien. Des Weiteren gibt es die Kausaladverbien, die einen Grund angeben und mit den Formen *deshalb* oder auch *deswegen* operieren. Konsekutivadverbien deuten eine Folge an und bestehen aus komplexen Adverbien wie *demzufolge* oder *infolgedessen*. Konzessivadverbien sind nach Hentschel/Weydt Adverbien der „Einräumung“ (2003: 262). Demgegenüber markieren Modaladverbien im Satz wie bereits erwähnt die Art und Weise einer Handlung oder eines Sachverhaltes und beinhalten Formen wie *gern* oder *solchermäßen*. Instrumentaladverbien als Adverbien des Mittels mit den Formen *dadurch* oder *damit*, Lokaladverbien zur Angabe des Ortes und die Temporaladverbien, die als Mittel zur Zeitangabe fungieren, bilden die anderen semantischen Untergruppen.

Helbig/Buscha setzen der Klassifizierung von Hentschel/Weydt noch die Unterscheidung von Adverbien im engeren Sinne und Pro-Adverbien, die unter die größere Gruppe der Proformen zu rechnen sind, gegenüber. Dabei sind die Adverbien im engeren Sinne in ihrer Bedeutung autonom und umfassen Adverbien wie *gern*, *oft* und *selten*. Die Bedeutungen der Pro-Adverbien in Wörtern wie *trotzdem*, *deshalb* und *vorher* müssen erst innerhalb des jeweiligen Situationskontextes ermittelt werden. (2005: 314)

4.2 Die Nebenswertarten

In diesem Teil der Arbeit beziehe ich mich auf die Wortarten der Präpositionen, Konjunktionen und die „spezielle“ Gruppe der Interjektionen. Letztere möchte ich selbst aber nicht als Wortart bezeichnen. Dabei ist es mir auch hier noch einmal wichtig, anzumerken, dass es sich bei den in diesem Kapitel vorgestellten Wortarten um die bei Orsenna und Vollmann vorkommenden handelt und ich im Sinne einer optimalen Übereinstimmung von grammatischen Kriterien und der nachfolgenden Textanalyse explizit nur diese neun Wortarten darstelle.

4.2.1 Präpositionen

Hentschel/Weydt nehmen bei den Präpositionen eine semantische Klassifizierung in finale, kausale, konditionale, konzessive, lokale, modale und temporale Präpositionen vor. (2003: 276f.) Dabei ist eine Präposition nicht ausschließlich einer dieser Gruppen zugehörig, sondern kann je nach Kontext verschiedenen dieser semantischen Subklassen angehören. Die Präposition *bei* taucht in den folgenden Beispielen in unterschiedlichen Kontexten auf und variiert ihre primär lokale Bedeutung zugunsten anderer Verwendungen:

- (30)a. beim Apfelbaum (lokal)
- b. bei Sonnenuntergang (temporal)
- c. Bei schlechtem Wetter möchte ich den Termin nicht wahrnehmen.
 (konditional)

Die Funktion der Präpositionen ist es, „spezifische Verhältnisse zwischen Gegenständen/Personen bzw. Sachverhalten“ Boettcher (2009: 142) zu etablieren. Je nach Stellung muss man noch eine weitere Differenzierung vornehmen: Wie die Bezeichnung „Präposition“ schon anzeigt, stehen die Elemente dieser Wortart immer vor ihrem Bezugswort, das manchmal ein Adjektiv oder Adverb sein kann, häufiger aber ein Nomen oder auch Pronomen ist wie in

(31) Sie hat das Buch nur *für* ihn gekauft

Darüber hinaus gibt es Post- bzw. Ambipositionen, welche sowohl vor als auch nach ihrem Bezugswort stehen können:

(32) *Gegenüber* früher /früher *gegenüber* ist er viel ruhiger.
Helbig/Buscha (2005: 357)

Präpositionen geben dem Nomen, auf das sie sich beziehen, den Kasus vor. Typische Präpositionen, die den Genitiv beim Nomen fordern, sind zum Beispiel *angesichts*, *aufgrund*, *infolge*, *seitens* oder *unweit*. Den Dativ fordern dagegen *aus*, *bei*, *entgegen*, *nahe*, *seit* oder *von*. Die Präpositionen *durch*, *für*, *gegen*, *ohne*, *um* oder *wieder* verlangen einen nachfolgenden Akkusativ. Ein sich anschließender Nominativ wird jedoch von Präpositionen nie regiert. Dabei betonen Hentschel/Weydt (2003: 280), dass es ein nicht erst seit kurzer Zeit bekanntes Phänomen ist, dass die Genitiv-Rektion immer weiter zugunsten einer Dativ-Rektion verdrängt wird. Dementsprechend haben manche Präpositionen einen zweiten Kasus, der je nach Sprachstil den ursprünglich geforderten Kasus – meistens den Genitiv – ersetzt:

(33) *trotz* des Regens – *trotz* dem Regen, *trotz* nassem Asphalt
Helbig/Buscha (2005: 358)

Hentschel/Weydt behandeln die Präpositionen *außer* und *bis* als Sonderfälle ihrer Wortart, weil neben ihnen zusätzlich noch andere Präpositionen auftreten können:

(34)a. außer bei Regen
b. bis zum Ende
Hentschel/Weydt (2003: 283)

Sowohl bei den Präpositionen als auch bei den Konjunktionen spielt der Prozess der Grammatikalisierung eine große Rolle. Durch sie können zu dieser Wortart neue Formen hinzutreten. Bei diesem Vorgang wandeln sich autonome lexikalische Wörter langsam in stärker grammatische Elemente. Beispiele für

auf diese Weise entstandene Präpositionen (35a) und Konjunktionen (35b) nennt Boettcher:

- (35)a. in der Folge – infolge
 - b. in so weit – insoweit
- Boettcher (2009: 147)

4.2.2 Konjunktionen

Konjunktionen haben vor allem eine verbindende Funktion. Ganz konkret heißt das, dass sie sowohl Teilsätze (36a), als auch Satzteile (36b) und Attribute (36c) miteinander verbinden können:

- (36)a. Ich bin sehr glücklich darüber, *dass* du mich morgen noch einmal besuchst.
- b. Sie genießen Sonne *und* Meer.
- c. ein gelungener, *aber* sehr trauriger Text

Aus dieser Verbindungsfunktion ergibt sich auch ihre semantische Bedeutung. In (36a) liegt semantisch ein faktischer Bedeutungskontext vor. Die Konjunktion in (36b) generiert einen additiven Zusammenhang und in (36c) liegt ein kausaler Zusammenhang vor. Hentschel/Weydt (2003: 294ff.) führen in ihrer Wortartenklassifikation außerdem noch adversative, disjunktive, finale, konditionale, konsekutive, konzessive, modale und temporale Konjunktionen zur Vervollständigung an.

Die Beispiele (36a) bis (36c) haben zwar alle dieselbe verbindende Funktion, unterscheiden sich aber in ihren syntaktischen Eigenschaften voneinander. Eine subordinierende Konjunktion wie sie in Beispiel (36a) vorliegt ordnet den durch die Konjunktion *dass* eingeleiteten Nebensatz dem vorangehenden Hauptsatz unter. Eine Nebenordnung der beiden Satzglieder *Sonne* und *Meer* liegt hingegen im Beispiel (36b) vor. Daher gehört *und* zu den koordinierenden Konjunktionen.

Unter morphologischem Gesichtspunkt kommt noch eine Unterscheidung in einfache und komplexe Konjunktionen hinzu. Dabei gehört *und* ebenso wie *weil* zu den eingliedrigen Konjunktionen. Mehrgliedrige Konjunktionen sind dagegen zum Beispiel *obwohl* und auch *anstatt*. *Sowohl...als auch* und *weder...noch* gehören zu den paarigen Konjunktionen. Damit korrekte grammatische Äußerungen entstehen, muss die Reihenfolge dieser Wortpaare genau so bestehen bleiben. Neben diesen drei morphologischen Subklassen der Konjunktionen nennt Boettcher noch Konjunktionen wie *wenn auch* und *insofern als*. Es handele sich hierbei seines Erachtens nach zwar um zwei verschiedene Wörter, die aber aufgrund ihrer lexikalischen Verfestigung häufig zusammen als eine Konjunktion auftraten, so dass man sie als einen Grenzfall werten könne. Boettcher (2009: 151)

4.2.3 Interjektionen

Die Interjektionen werden in den drei Grammatiken von Hentschel/Weydt, Helbig/Buscha und Boettcher kontrovers behandelt. Diese Schwierigkeit in der Zuordnung ist nicht nur innerhalb der Grammatiken zu erkennen – auch in der gesamten Forschungsgeschichte werden die Interjektionen erst spät als eigenständige Wortart aufgefasst und in die Klassifizierung integriert. Ehlich (2009) Bei Hentschel/Weydt und Helbig/Buscha bilden sie jeweils eine eigene Wortart, wenn sie dabei auch auf andere Art und Weise in das jeweils aufgestellte Gesamtsystem der Wortarten eingeordnet werden. Bei Hentschel/Weydt werden die Interjektionen unter die Wortart „Partikeln im weiteren Sinne“ gestellt, wohingegen Helbig/Buscha die Interjektionen als einen Teil der Gruppe der „Satzäquivalente“ sehen. Boettcher gliedert die Interjektionen strikt aus seinem morphologisch orientierten Wortartenschema aus und subsumiert sie unter die Gruppe der „Wortäquivalente“, die aber für ihn keine Wortart sind. Obwohl er die Interjektionen solchermaßen ausschließt, fällt trotzdem der Unterschied seiner Bezeichnung „Wortäquivalente“ zur von Helbig/Buscha dafür gewählten Terminologie der „Satzäquivalente“ auf. Die Definition für Interjektionen lautet demnach bei Helbig/Buscha: „Als Satzäquivalente werden solche Wörter bezeichnet, die nicht Teil eines Satzes sind, sondern selbst Sätze darstellen. Zu solchen Wörtern mit Satzcharakter gehören Wörter wie *hallo, pfui, au, pst, ah, ja, nein, danke* usw.“ (2005: 440) Bei Boettcher ergibt sich: „Interjektionen sind Lautgruppen wie *puh, igitt, hm, aha, psst*. Sie werden als Sonderfall von ‚Wort‘ gesehen.“ (2009: 175) Es besteht hier also eine gegensätzliche Zuordnung der Interjektionen einmal zur Wort- und zur Satzebene. Bereits auf phonologischer Ebene weisen die Interjektionen Besonderheiten auf: Oft beinhalten sie Lautfolgen, die im Deutschen ansonsten nicht auftreten. Boettcher führt dazu den Diphthong *ui* in *pfui* an. (2009: 175)

Aufgrund der Heterogenität der großen Klasse der Interjektionen gibt es bezüglich einer semantischen Ausdifferenzierung viele weitere Unterkategorien. Auch hier zeigen sich erneut Unterschiede zwischen den drei Grammatiken. Hentschel/Weydt nennen zunächst die Vollinterjektionen, die wiederum in emotive, phatische und konative Interjektionen gegliedert sind. Emotive Interjektionen drücken dabei Gefühle aus wie es bei *huch* oder *aua* der Fall ist; phatische eignen sich zur Kommunikation und enthalten Elemente wie zum Beispiel *hallo* und konative Interjektionen meinen Aufforderungen wie *pst*. Außerdem gibt es noch die Gruppe der Onomatopoetika und als dritte Kategorie die adverbialen Interjektionen wie *schwuppdwupp* oder *bums* und *rums*. (2003: 329ff.)

Helbig/Buscha nennen hier ebenfalls drei Gruppen: Die erste Gruppe der Interjektionen ist untergliedert in solche mit eindeutigem Gefühlsausdruck und in jene mit mehrdeutigem Gefühlsausdruck. Zur ersten Untergruppe gehören Ausrufe wie *aua*, die eindeutig Schmerz ausdrücken. *Ach* wiederum als Interjektion mit mehrdeutigem Gefühlsausdruck kann eine Bewunderung, einen plötzlichen Einfall oder auch Bedauern ausdrücken. Die zweite größere Gruppe

innerhalb der Interjektionen bilden die Wörter *ja*, *nein* und *doch* – die dritte Gruppe beinhaltet die Formen *bitte* und *danke*. (2005: 441f.) Boettcher unterscheidet innerhalb der Wortäquivalente grob zwischen den Interjektionen und Onomatopoetika.

Syntaktisch und morphologisch sind die Interjektionen völlig autonom. Sie sind weder flektierbar noch an bestimmte Stellungsgegebenheiten im Satz gebunden. Sie können eine beliebige Position im Satz einnehmen, ohne dass sich der Kontext verändert oder eine ungrammatische Aussage entsteht. Hentschel/Weydt (2003: 327f.)

5 Eine Analyse der Kriterien zur Wortartenklassifikation anhand von Orsennas und Vollmanns „Die Grammatik ist ein sanftes Lied“

Innerhalb der Analyse von Orsennas und Vollmanns „Die Grammatik ist ein sanftes Lied“ werde ich zunächst kurz untersuchen, ob eine explizite Definition von „Wort“ gegeben wird und ob im Anschluss daran im Text deutlich wird, nach welchen Kriterien Orsenna und Vollmann eine Wortartenklassifikation vornehmen.

Die Wortarten tauchen im Text in zwei unterschiedlichen inhaltlichen Bereichen auf: Es gibt die Stadt der Wörter, in denen die Substantive, Artikel, Adjektive, Pronomen und Adverbien „wohnen“ und demgegenüber die Fabrik, in der die zehnjährige Protagonistin Jeanne später die Verben, Präpositionen, Interjektionen, Konjunktionen – und auch die Substantive und Artikel in veränderter Darstellung – vorfindet.

5.1 Die Stadt der Wörter

Die zehnjährige Jeanne erzählt vorwiegend aus der Ich-Perspektive wie sie und ihr älterer Bruder Thomas Schiffbruch erlitten haben und sich plötzlich auf der „Insel der Wörter“ wiederfinden. Sie haben nicht nur ihre Eltern bei dem Unglück aus den Augen verloren, sondern auch alle bereits erlernten Wörter ihrer Sprache und vor allen Dingen ihre Grammatikkenntnisse vergessen. Auf der Insel treffen sie Monsieur Kasimir, der sie auf ihrem Weg zurück zur Sprache mit dem Leben der Wörter bekannt macht und so ihre Liebe zur Sprache und zur Grammatik völlig neu entfacht. Die Geschichte hat zunächst ganz reale Züge, verändert sich jedoch zunehmend ins Phantastische.

Monsieur Kasimir führt Jeanne und Thomas, der auf der Insel seine Leidenschaft für die Musik entdeckt, auf einer ihrer Erkundungsreisen zur Stadt der Wörter, in der diese ganz friedlich wie Menschen leben. Als Jeanne und Thomas von einer Anhöhe einen Blick auf die Stadt werfen, um die Wörter nicht zu erschrecken, wird bereits deutlich, dass die Wörter menschenähnliche Eigenschaften haben. Als erstes fallen den Kindern die Substantive auf. Hinter der folgenden Textsequenz vermutet der Leser eine erste Andeutung semantischer und syntaktischer Eigenschaften der Substantive:

In den Straßen tummelten sich nur Wörter, die seelenvergnügt im Sonnenschein herumgingen, als wären sie hier zu Hause. Sie breiteten in aller Ruhe ihre Silbenglieder in der frischen Luft aus. Die einen bewegten sich ernst und im vollen Bewusstsein ihrer Wichtigkeit, sie liebten die Ordnung und die vorgeschriebenen Wege (das Wort „Verfassung“, die beiden Wörter „Urin“ und „Untersuchung“ Arm in Arm, das Wort „Katalysator“). Es war höchst amüsan, sie dabei zu beobachten, wie sie an roten Ampeln anhielten, obwohl sie kein Auto bedrohte.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 63.

Hier könnte die Nennung der spezifischen Substantive auf eine Trennung von Auto- und Synsemantika hinweisen: Demnach hätten die erwähnten Substantive eine voll ausgeprägte lexikalische Semantik und als autonome Zeichen ein großes paradigmatisches Gewicht. Die „roten Ampeln“ könnten innerhalb dieser Textstelle stellvertretend für die spezifischen Distributionsbeschränkungen stehen, denen ein Substantiv im Satz unterliegt. Diese Vermutungen werden aber durch die nachfolgende Textstelle nicht bestätigt:

Die anderen [Substantive, A.K.S.] waren viel fantasievoller und unberechenbarer, sie flogen, tänzelten und machten Luftsprünge wie winzige, losgelassene Pferde oder trunkene Schmetterlinge: „Vergnügen“, „Büstenhalter“, „Olivenöl“... Ich verfolgte gespannt ihr Treiben.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 63f.

Hier soll also kein Unterschied zwischen autonomen lexikalischen und grammatischen Wörtern hergestellt, sondern aufgezeigt werden, dass manche Wörter einem Rahmen wie zum Beispiel der medizinischen oder juristischen Fachsprache entstammen und dadurch inhaltlich für die Sprecher einer Sprachgemeinschaft gewichtiger und würdevoller wirken. Die zuletzt genannten Wörter verbindet man im Gegensatz dazu eher mit dem alltäglichen und nicht-wissenschaftlichen Sprachgebrauch. Sie sind so leicht wie Schmetterlinge und fliegen und tänzeln umher. Zudem sind „Olivenöl“ und „Büstenhalter“ die Wortbildungsprodukte einer Komposition und unterscheiden sich dadurch von den Wörtern „Verfassung“, „Urin“, „Untersuchung“ und „Katalysator“.

Darüber, wie und in was für einem Verfahren sich Wörter genau zusammensetzen und was daraus abgeleitet im Text unter dem Begriff „Wort“ verstanden wird, lässt sich nichts ausmachen. Es stellt sich außerdem die grundsätzliche Frage, ob Orsenna und Vollmann ihrem Text Wortformen, syntaktische Wörter oder Lexeme als Gegenstand zugrunde legen. Es wird lediglich deutlich, dass Wörter „Silbenglieder“ (2009: 63) haben, was in sehr abstrahierter Weise ihre Zusammensetzung auf phonologischer Ebene verdeutlicht, jedoch auch keine weiteren Aussagen und Thesen darüber zulässt, was Orsenna und Vollmann unter dem Begriff „Wort“ verstehen. Ob die „Silbenglieder“ ein Pendant zu menschlichen Knochen darstellen sollen und aufgrund der Personifizierung der Wörter so gewählt sind oder ob ein

Zusammenhang zwischen den Silben als Gegenstand phonologischer Untersuchung besteht, bleibt hier unklar.

Was jedoch unter „Wortart“ verstanden wird, macht implizit der Ausdruck „Stamm“ deutlich. Die Wörter in der Stadt gliedern sich in verschiedene Stämme. Der Begriff „Stamm“ als Metapher für eine Wortart erhält im Verlauf der Erzählung deutlichere Konturen, indem jedem spezifischen Stamm verschiedene inhärente und sich im Zusammenspiel mit anderen Wortarten entwickelnde Eigenschaften zugewiesen werden. Bereits an dieser Stelle wird betont, dass jeder Stamm eine andere und ganz spezifische Aufgabe hat. (2009: 67)

Als Monsieur Kasimir den Kindern die einzelnen Stämme vorstellt, erkennt der Leser, dass in der Stadt eine Hierarchie der Stämme und folglich auch der Wortarten herrscht. Die einzelnen Stämme des Volkes der Wörter sind von unterschiedlicher Wichtigkeit – die einen haben sogar „fürchterliche“ (Ebd.) Aufgaben. Ich schließe daraus, dass der bei Orsenna und Vollmann verwendete Terminus „Stamm“ gleichzusetzen ist mit „Wortart“ und vermute weiterhin, dass die Betonung der unterschiedlich wichtigen Aufgaben der einzelnen Stämme ein Indiz dafür sein könnte, dass Orsenna und Vollmann den spezifisch funktionalen Charakter der Wortarten besonders betonen. Das bleibt aber in der weiteren Analyse anhand der Untersuchung der anderen Wortarten noch zu bestätigen. Über die den Substantiven eigene Form wird in dieser Textsequenz (noch) nichts ausgesagt. Der Charakter, der sich aus bestimmten Eigenschaften der jeweiligen Stämme konstituiert, könnte aber allgemein gleichzusetzen sein mit der Form der einzelnen Wörter – die bei Orsenna und Vollmann beschriebene jeweilige Aufgabe der Stämme kann daraus resultierend dann die Funktion der jeweiligen Wortart näher benennen.

Als erster Stamm werden die Substantive, die Orsenna und Vollmann auch als „Hauptwörter“ (2009: 67) betiteln, näher in den Blick genommen. Ihre Funktion wird sofort deutlich: Sie geben „den Dingen ihre Namen“ (Ebd.). Diese Aufgabe wird mit der Etikettierung verschiedener Pflanzen verglichen: Die Substantive werden in der Erzählung mit Schildern verglichen, die in einer Gärtnerei vor jeder Pflanze stehen und dem Betrachter darlegen, wie die Pflanze heißt. Eine Subklassifizierung der Substantive am Beispiel der Namen von Jeanne und Thomas erfolgt einige Zeilen später: „Dann gibt es Substantive, die den Menschen ihre Namen geben: die Vornamen. Eine Jeanne zum Beispiel ist kein Thomas (zum Glück!)“ (2009: 68). Hier wird die Unterteilung in Konkreta und Eigennamen markiert. Die Bezeichnung „Vornamen“ ist hier jedoch zu eng gefasst, da sie beispielsweise Länder- oder Städtenamen ausschließt. Der Kontrast zwischen Konkreta und Abstrakta wird anhand des Satzes „Es gibt Substantive, die Dinge bezeichnen, die man sieht, und solche, die Dinge bezeichnen, die es gibt, obwohl sie unsichtbar bleiben, die Gefühle zum Beispiel: die Wut, die Liebe, die Traurigkeit...“ (Ebd.) realisiert. Die

Schwierigkeit der Aufgabe der Substantive wird besonders hervorgehoben, weil sich Wörter „unablässig verändern“ (2009: 67), womit ein Hinweis auf die stetige Weiterentwicklung der Wörter innerhalb der Sprachgeschichte bis heute gegeben wird.

Auf morphologischer Ebene gehen Orsenna und Vollmann vor allem auf das Genus von Substantiven ein: „Es gibt männliche Hauptwörter, das sind die Maskuline, und weibliche Hauptwörter, die Feminine, und es gibt die sächlichen Hauptwörter, das sind die, die sich nicht entscheiden können, welches Geschlecht sie wählen wollen, die Neutren.“ (2009: 68) Der Satz stellt konsequent die Bezeichnung der Genera vor. Der Einschub zur Bezeichnung der Neutra irritiert hier allerdings, da er der Tatsache widerspricht, dass die Kategorie „Genus“ eine dem Substantiv schon inhärente Eigenschaft und daher festgelegt ist. Deswegen kann man nicht von einer Entscheidung sprechen, die die Neutra in Bezug auf ihr Geschlecht in der Stadt der Wörter zu treffen haben. Genus-Spezialfälle werden bei Orsenna und Vollmann sehr ausführlich thematisiert:

Vor dem Beschwerdeamt hatte sich eine Gruppe von Wörtern versammelt. Jeweils zwei standen sich gegenüber und redeten aufgeregt aufeinander ein. Jedes Wort ist stolz auf seine Einmaligkeit. Umso ärgerlicher wird es, wenn es sein Double trifft, das sich nur durch sein Geschlecht, den Artikel, von ihm unterscheidet. Vor allem die männlichen Wörter sind in ihrer Eitelkeit gekränkt, wenn ihnen ihre weibliche oder sächliche Gestalt begegnet. [...] der Tau hatte eines Morgens bemerkt, dass er seine Tropfen an einem Tau aufgehängt hatte; der Tor war in Gedanken gegen ein Tor gerannt: *der* Leiter und *die* Leiter, *der* Tau und *das* Tau, *der* Tor und *das* Tor und noch viele andere, *der* Marsch und *die* Marsch, *der* Heide und *die* Heide, *der* Kiefer und *die* Kiefer, und auch *der* See und *die* See, die ich am Strand getrocknet hatte – alle standen sie vor dem Beschwerdeamt, um ihrem Double das Geschlecht absprechen zu lassen.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 75f.

Diese Textsequenz markiert vor allem, dass an der Anzeige des Geschlechts beim Substantiv ganz wesentlich der Artikel beteiligt ist. Es kann in einigen wenigen Fällen vorkommen, dass ein Substantiv zwei verschiedene Genera aufweist. Dabei handelt es sich jedoch um zwei unterschiedliche Lexeme. Dieser Textausschnitt rechtfertigt daher ebenfalls nicht die These, Neutra könnten sich bei der Wahl des Geschlechts nicht entscheiden.

Der Absatz verdeutlicht darüber hinaus, wie ähnlich die Wörter dieser Stadt den Menschen in ihren Eigenschaften sind: Es handelt sich um einen Geschlechterkampf in seiner reinsten Form, da sich die durch den Artikel als männlich gekennzeichneten Substantive hier wie Machos verhalten, die es nicht ertragen können, dass ihre Einmaligkeit als „Person“ möglicherweise gefährdet ist. Sie besitzen noch ein feminines Gegenstück, dessen Existenz dann auch vom Beamten des Beschwerdeamtes legitimiert wird: „Aber der Beamte, der ein besonnener Mann war, lehnte ihren Einspruch ab. Er war der Ansicht, dass das

Geschlecht ausreiche, um sie voneinander unterscheiden und jedem von ihnen seine Einmaligkeit zu garantieren.“ (2009: 76) An diesem Satz kann man festmachen, dass auch Orsenna und Vollmann davon ausgehen, dass es sich hier um jeweils unterschiedliche Lexeme handelt, die in ihrer Form zwar identisch sind, sich aber in ihrer Bedeutung und vor allem durch ihr Geschlecht, das der Artikel anzeigt, voneinander unterscheiden. Innerhalb der Darstellung der Interaktion zwischen Substantiven und Adjektiven werde ich noch näher auf weitere morphologische Eigenschaften von Substantiven eingehen.

Betrachtet man den Stamm der Substantive als Gesamtkomplex im Vergleich zu den drei Grammatiken von Hentschel/Weydt, Helbig/Buscha und Boettcher, fallen einige nicht berücksichtigte Kriterien auf, die bei Orsenna und Vollmann aus Gründen der Vollständigkeit hätten umgesetzt werden sollen. Die Flexionskategorie „Numerus“ wird nicht realisiert. Daraus ergibt sich in der Folge, dass interessante Numerus-Besonderheiten wie die Singularia- und Pluraliatantum nicht in die Darstellung mit einbezogen werden können. Nach Boettcher ist bei den Substantiven sowohl die Flexion nach Genus als auch nach Numerus zentral. Die Kategorie „Kasus“ wird bei Orsenna und Vollmann ebenfalls nicht in die Metapherngestaltung integriert. Die Informationen zum Kasus-Komplex sind möglicherweise im Zusammenhang mit dem Gesamtbild der Wortarten als Stämme schwerer umzusetzen als die Genus-Elemente. Diese Ausparungen bei Orsenna und Vollmann sind jedoch ein wesentlicher Kritikpunkt und gleichzeitig ein wichtiger Hinweis auf die Schwerpunktsetzung der Kriterien bei der Wortartenklassifikation im Text.

Auf der semantischen Ebene findet bei Orsenna und Vollmann eine Subkategorisierung der Substantive in Konkreta und Abstrakta auf der einen und „Vornamen“ auf der anderen Seite statt. Wie bereits zuvor dargestellt ist der Terminus „Vornamen“ für die Benennungsfunktion der Substantive zwar richtig, aber zu eng gefasst, weil er insgesamt die Eigennamen ausschließt. Gattungsnamen, Kollektiva oder gar Stoffbezeichnungen werden von Orsenna und Vollmann nicht erwähnt. Die Darstellung leidet unter der Auslassung der Eigenschaften der Wortart.

Als Jeanne und Thomas von Monsieur Kasimir zur Stadt der Wörter geführt werden und ihnen dort das Wichtigste über das Leben der Wörter erklärt wird, ist schnell eine Hierarchie innerhalb der einzelnen Stämme zu erkennen. Darüber hinaus werden alle in dieser Stadt lebenden Stämme als „wichtigste[...] Stämme, die das Volk der Wörter bilden“ (2009: 67), bezeichnet. Hier wird bereits ein Gegensatz aufgestellt zu den Wortarten aufgebaut, die im nachfolgenden Erzählzusammenhang erst in der Fabrik genannt werden.

Funktional gesehen, hat das Substantiv die „schwierigste Aufgabe“ (Ebd.) und steht damit über den anderen Wortarten, die sich an ihm orientieren und sich nach ihm richten müssen:

Die anderen Wortstämme müssen kämpfen, um sich Platz zu verschaffen. Zum Beispiel der ganz kleine Stamm der Wörter, die das Geschlecht anzeigen, die *Artikel*. Ihre Rolle ist einfach und ziemlich überflüssig, das müsst ihr zugeben. Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 68.

Die Hierarchie innerhalb der verschiedenen Wortarten wird gefestigt, weil nach Orsenna und Vollmann die Substantive wichtiger sind als andere Wortarten, welche erst darum kämpfen müssen, beachtet zu werden. Die Tatsache, dass die Wortart „Artikel“ zahlenmäßig weniger Elemente beinhaltet als die Wortart der „Substantive“, ist einleuchtend. Die Artikel sind ein sehr kleiner Stamm, der bei Orsenna und Vollmann lediglich auf die drei Formen *der*, *die* und *das* reduziert wird. Die Annahme von Hentschel/Weydt, Helbig/Buscha und Boettcher, dass diese Wortart noch weitere Pronomenarten umfasst, wird hier von Beginn an nicht verwirklicht. Die Funktion der Artikel, das Geschlecht der Substantive anzuzeigen, wird hingegen deutlich benannt, was anhand der Textszene über das Beschwerdeamt in der Stadt der Wörter schon verdeutlicht wurde. Bei der folgenden Textsequenz kann lediglich der linguistisch versierte Leser erahnen, dass angedeutet wird, dass der Artikel mit einem Substantiv eine Nominalphrase bilden kann:

Sie [die Artikel, A.K.S.] marschieren vor den Substantiven her und schwingen eine Glocke: Achtung, das Substantiv, das mir folgt, ist ein Maskulinum, Achtung, dieses ist ein Femininum und dieses ein Neutrum! Der Tiger, die Kuh, das Schaf. Die Substantive und die Artikel spazieren von morgens bis abends zusammen durch die Gegend. Und von morgens bis abends besteht ihre Lieblingsbeschäftigung darin, Kleider oder Verkleidungen zu entdecken. Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 68.

Artikel und Substantiv gehören demnach zusammen und sind eng miteinander verbunden. Als sprachliche Einheit können sie noch durch ein oder mehrere Adjektive erweitert werden. Bei Orsenna und Vollmann wird eine solche Erweiterung durch den Kauf neuer Kleider dargestellt. Dass Artikel als Genusanzeiger fungieren und damit auch eine Kongruenzbeziehung zwischen Substantiv und Artikel in dieser Flexionskategorie besteht, wird hier deutlich. Der Artikel richtet sich nach dem Genus seines Bezugswortes. Über die Kongruenzbeziehung auf der Ebene der Kasus- und Numerusflexion wird von Orsenna und Vollmann auch hier wiederum keine Angabe gemacht. Eine derartige Verbindung, die durchaus mit einfachen erzählerischen Mitteln hätte realisiert werden können, wird ausgespart. Die Beziehung zwischen einem Adjektiv und einem Artikel, die für die spezifische Flexion des Adjektivs ausschlaggebend ist, wird literarisch nicht umgesetzt.

Das Adjektiv wird auf morphologischer und syntaktischer Ebene bei Orsenna und Vollmann nur in Beziehung zur Wortart „Substantiv“ dargestellt. In ihrer Bedeutung können sich die Substantive interessanter machen, indem sie in

einem Laden aus einem reichen Angebot an Adjektiven nach Belieben solche für sich aussuchen. Die Adjektive sind also vorrangig bedeutungsrelevante Attribute, die für die Substantive „Geschenke“ (2009: 73) sind. Adjektive „steuern den Pfeffer bei, die Farbe, die Einzelheiten“ (Ebd.) bei. Interessant ist, dass bei Orsenna und Vollmann der Stamm der Adjektive nur in Abhängigkeit von den Substantiven dargestellt wird. Die Substantive werden nicht nur innerhalb dieser Textstelle sondern auch im weiteren Verlauf der Erzählung immer wieder als dominanter Stamm herausgestellt. Dazu passt das zu Beginn der Betrachtung der Stadt der Wörter dargestellte würdevolle Schreiten der Substantive, die sich ihrer wichtigen und anspruchsvollen Aufgabe durchaus bewusst sind. Bei der Wahl der Adjektive weisen die Substantive sehr menschliche Züge auf und probieren die Adjektive an wie Menschen neue Kleidung in einem Bekleidungsgeschäft:

Das Substantiv „Haus“ beginnt mit der Anprobe. Welche Unschlüssigkeit! Wie schwierig es ist, sich zwischen den verschiedenen Adjektiven zu entscheiden! Das Haus geht mit sich zu Rate. Die Auswahl ist groß. Will es „blau“, „hoch“, „befestigt“, „bayrisch“, „kinderfreundlich“, „blumengeschmückt“ nehmen? Die Adjektive tanzen verführerisch um das Haus herum, um von ihm erwählt zu werden.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 69.

Im Vordergrund der Handlung steht hier, dass sich das Substantiv mit einem Adjektiv schmücken kann, um in seiner Bedeutung interessanter zu werden. Das Substantiv entscheidet sich im Text für das Adjektiv „verhext“ und fühlt sich seitdem als etwas Besonderes: Es hat jetzt eine zusätzliche Eigenschaft. Über seinen neuen Charakter sagt das Substantiv selbst: „Haus‘, das ist gewöhnlich. ‚Haus‘ und ‚verhext‘, verstehst du? Ich werde von jetzt an das interessanteste Haus in der ganzen Stadt sein, ich werde den Kindern Angst einjagen, ach, ich bin ja so glücklich!“ (2009: 70) Damit beschreibt es selbst seine semantische Bereicherung. Im Laden existiert das Adjektiv noch in der unflektierten Grundform wie anhand der Auflistung der Adjektive „blau“, „hoch“, „befestigt“, „bayrisch“, „kinderfreundlich“ und „blumengeschmückt“ ersichtlich ist. „Blau“ ist ein Farbadjektiv, wohingegen es sich bei „hoch“ um ein relatives Adjektiv handelt, das seine Bedeutung erst im Kontext erhält. „Befestigt“, „kinderfreundlich“ und „blumengeschmückt“ sind dagegen absolute Adjektive. Die Auswahl des Adjektivs „bayrisch“ zur Angabe einer geographischen Zugehörigkeit ist aus Gründen der Vielseitigkeit und Vollständigkeit hier gut gewählt.

In syntaktischer Hinsicht fällt in dieser Textstelle jedoch das Wort „erwählen“ (Ebd.) auf. Die Adjektive im Laden müssen warten, bis sich das Substantiv für eines von ihnen entschieden hat. Sie selber sind an dieser Entscheidungsfindung nicht aktiv beteiligt, tun jedoch alles, um erwählt zu werden. Hier gestalten Orsenna und Vollmann eine syntaktische und später auch morphologische Abhängigkeits- und Hierarchiebeziehung zwischen Substantiv und Adjektiv.

Das Substantiv besitzt die Fähigkeit, das Adjektiv an sich zu binden, wodurch sich dieses morphologisch verändern wird. Die endgültige Bindung erfolgt in der Stadt durch eine Hochzeit im Rathaus, die Auskunft über das syntaktische Verhalten von Adjektiven gibt:

„Warte“, unterbrach es da das Adjektiv, „so schnell geht das nicht. Wir sind noch nicht vereinigt.“

„Vereinigt? Was meinst du damit?“

„Lass uns aufs Rathaus gehen. Du wirst schon sehen.“

„Aufs Rathaus? Willst du mich etwa heiraten?“

„Ja, das muss ich wohl oder übel, wo du mich ausgewählt hast.“

„Ich frage mich schon, ob das klug war. Bist du vielleicht ein besonders anhängliches Adjektiv?“

„Alle Adjektive sind anhänglich. Das gehört zu unserer Natur.“

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 70.

Wenn man als Nicht-Linguist diese Textstelle liest, interpretiert man den Dialog möglicherweise nur auf einer „Beziehungsebene“, die man aus dem alltäglichen menschlichen Leben kennt und die im Text zwischen dem personifizierten Adjektiv und seinem neuen Partner, dem Substantiv konstituiert wird. Das Adjektiv scheint seinem neuen Partner, dem Substantiv „Haus“, auf der „persönlichen“ Ebene – führt man die Metapher der Wortarten als Lebewesen konsequent weiter – unterlegen zu sein. Es ist erkennbar, dass Adjektive sich an ein Bezugswort binden müssen, um ihre Hauptfunktion ausführen zu können. Das Substantiv ähnelt hier einem waschechten Macho, was sich auch bewahrheitet, als das sensible Adjektiv schnell wieder alleingelassen und durch ein anderes ausgetauscht wird:

Die Adjektive haben eine empfindsame Seele. Sie denken, ihre Ehe dauere ewig... Damit verkennen sie aber die angeborene Untreue der Substantive. Die sind nämlich richtige Machos, sie wechseln die Eigenschaften wie die Socken. Kaum sind sie verheiratet, verstoßen sie das Adjektiv, gehen in den Laden zurück und suchen sich, ohne sich dabei zu genieren, ein neues aus, mit dem sie wieder zur Hochzeit aufs Rathaus gehen.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 74.

Die Adjektive nehmen in dieser Passage weibliche Eigenschaften an und wirken wie eine traurige verlassene Ehefrau, dessen Mann es mit der Treue und dem Eheversprechen nicht ernst genommen hat. Diese feminine Komponente weist der Leser den Adjektiven fast automatisch gedanklich zu. Zu diesem Rollenverhältnis wird von Orsenna und Vollmann auf der Ebene der Erzählung von Thomas' und Jeannes Geschichte eine Parallele hergestellt, die die These von der vorgegebenen Weiblichkeit der Adjektive unterstützt. Thomas ist begeistert von der Eheschließung zwischen Substantiv und Adjektiv und stellt sich in Gedanken sein späteres Handeln im Erwachsenenalter genauso vor: „Diese Stadt ist das reinste Paradies! So stelle ich mir die Ehe vor, man holt sich

ein Mädchen aus dem Laden und feiert Hochzeit im Rathaus. Und am andern Morgen: weg damit, ein neues Mädchen her und wieder aufs Rathaus.“ (2009: 75)

Auf der erzählerischen Ebene ist an der Zuweisung der weiblichen Rolle an die Adjektive nichts auszusetzen. Davon zu unterscheiden ist aber die linguistische Perspektive, nach der Adjektive in einer Verbindung mit einem Substantiv alle drei Genera annehmen können. Sie sind nach ihrem Genus flektierbar. Daher sind die beiden Ebenen voneinander zu unterscheiden – es kann bei Orsenna und Vollmann leicht der Eindruck entstehen, dass Adjektive immer feminin seien.

Hinter der Hochzeit in der Erzählung versteckt sich eine Kongruenzbeziehung zwischen Substantiv und Adjektiv, die stattfindet, wenn beide zusammen eine Nominalphrase bilden. Das Adjektiv muss sich in Genus, Kasus und Numerus an das Substantiv angleichen. Damit sind bei Orsenna und Vollmann implizit die bei der Hochzeit auftretenden morphologischen Veränderungen des Adjektivs angesprochen. Das ist aber nicht für jeden Leser sofort erkennbar. Es wird vor allem im Text nicht deutlich, worin die Hochzeit, also die Verbindung von Substantiv und Adjektiv besteht. Mögliche Veränderungen bei einem oder bei beiden Partnern während bzw. nach der Hochzeit, werden von Orsenna und Vollmann nicht angegeben. Daher bleibt der Begriff der „Hochzeit“ sehr vage und scheint in erster Linie für den Erzählzusammenhang und die Handlung der Geschichte wichtig zu sein: Die neu entstehende Verbindung von Adjektiv und Substantiv treibt auf der metaphorischen Ebene die Erzählung als solche stark voran. Die damit verbundenen Aussagen im Text lassen sich jedoch nicht konkreten syntaktischen oder morphologischen Eigenschaften zuschreiben.

Über das Verhältnis von Artikel und Adjektiv erfährt der Leser im Text nichts, da sowohl der Stamm der Artikel als auch der der Adjektive nur in Bezug auf ihr Verhältnis zum Substantiv vorgestellt werden. Das schließt auch aus, dass die Unterscheidung nach schwacher, starker oder gemischter Flexion beim Adjektiv thematisiert wird, da die Flexion des Artikels maßgeblich vom Artikel beeinflusst wird, wie vor allen Dingen Boettcher herausgestellt hat. Die Artikel sind jedoch die ständigen Begleiter der Substantive. Die Adjektive werden hingegen oft kurz nach ihrer Hochzeit durch ein anderes Adjektiv ausgetauscht.

Das für Adjektive einzigartige morphologische Merkmal, das sie komplett von den anderen flektierbaren Wortarten unterscheidet, ist die Komparation, die bei Orsenna und Vollmann thematisch wieder stark auf die Substantive konzentriert ist:

Als unser Haus vorhin mit seinem „verhext“ an der Hand den Laden verlassen hatte, waren kurz nacheinander noch zwei andere Häuser dort aufgetaucht. Und weil das Adjektiv schon einmal Erfolg gehabt hatte und seine Verführungskünste weiter erproben wollte, war es beide Male von seinem Stapel heruntergehüpft und auch diesen beiden Häusern direkt vor der Nase herumgetanzt. Der Ladenbesitzer verlangte von dem zweiten Haus mehr als von dem ersten, darum verließ das zweite den Laden „verhexter“. Und als die

Wahl des dritten Hauses unbegreiflicherweise wieder auf „verhext“ fiel, da forderte der Ladenbesitzer den Höchstpreis und das „verhexteste Haus“ stolzierte davon.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 72f.

Die literarische Umsetzung der Flexionskategorie „Komparation“ ist bei Orsenna und Vollmann besonders gelungen. Die inhaltliche Erweiterung und formale Steigerung des Adjektivs „verhext“ wird symbolisiert durch einen höheren Ladenpreis der Adjektive. Sie sind in ihrer Form erweitert, weil sie die spezifischen Endungen zur Markierung des Komparativs und des Superlativs annehmen, verändern zusätzlich aber auch ihre Semantik, indem sie jetzt eine Steigerung ihrer Eigenschaft anzeigen.

Nachdem die feminine bzw. maskuline Rollenzuweisung zwischen Substantiv und Adjektiv innerhalb des Textes zunächst klar verteilt erschienen ist, irritiert plötzlich eine kleine Textsequenz. Sie scheint diese Verteilung wieder aufzuheben:

Jetzt standen sie [die Substantive, A.K.S.] im Laden und wollten ihre Partner umtauschen. Dieses Mal würden sie ein Adjektiv von einem Stapel wählen, der am Ausgehen war. Dann konnte es keine Rivalinnen mehr geben.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 73.

Der Begriff „Rivalinnen“ bezieht sich hier eindeutig auf die Häuser, die empört darüber sind, dass auch andere Häuser das Adjektiv „verhext“ ausgewählt haben. Die feminine Form „Rivalinnen“ passt wiederum nicht zu der vorherigen Darstellung der Substantive als Machos, die sich in dieser Haltung den Adjektiven gegenüber als untreue Ehemänner erwiesen haben. Hier ergibt sich ein Fehler in der Logik der fortlaufenden Erzählung. Der Konflikt zwischen den Begriffen „Rivalinnen“ und „Macho“ ist nur aufzuheben, wenn man die deutsche Ausgabe in der Übersetzung von Vollmann mit dem französischen Originaltext von Orsenna vergleicht. Die Parallelstelle zum oben angeführten Textausschnitt lautet im französischen Pendant folgendermaßen:

C'est mal connaître l'infidélité congénitale des noms, de vrais garçons, ceux-là, ils changent de qualificatifs comme de chaussettes. À peine accordés, ils jettent l'adjectif, retournent au magasin pour en chercher un autre et, sans la moindre gêne, reviennent à la mairie pour un nouveau mariage.

La maison, par exemple, ne supportait sans doute plus ses fantômes. En deux temps, trois mouvements, elle préféra soudain «historique». «Historique», «maison historique», vous vous rendez compte, pourquoi pas «royale» ou «impériale»? Et le malheureux adjectif «hantée» se retrouva seul à errer dans les rues, l'âme en peine, suppliant qu'on veuille bien le reprendre: «Personne ne veut de moi? J'ajoute du mystère à qui me choisit: une forêt, quoi de plus banal qu'une forêt sans adjectif?

Orsenna, E. (2001): *La grammaire est une chanson douce*. Paris. 87.

In der französischen Vorlage wird an dieser Stelle ebenfalls die Traurigkeit des Adjektivs beschrieben, wenn es wie eine Hose vom Substantiv gegen ein anderes Adjektiv eingetauscht wird. Auch hier begeben sich die Substantive kurz nach der einen direkt zu einer weiteren Hochzeit mit einem neuen Adjektiv. Von den Substantiven ist hier aber nicht als Machos die Rede, vielmehr ist ihnen die Untreue einfach angeboren. Eine bestimmte Geschlechterzuweisung findet dadurch an dieser Stelle nicht dergestalt statt wie in der deutschen Ausgabe. Zudem spricht Orsenna auch nicht von „Rivalinnen“, sondern erwähnt lediglich in diesem Abschnitt, dass das Haus – in diesem Zusammenhang ein Substantiv im Singular – sein unheimliches Adjektiv „verhext“ nicht mehr erträgt. Dadurch weicht die deutsche Übersetzung vom französischen Original ab. Um den Leser des deutschen Textes nicht zu verwirren und ihn in der zuvor aufgebauten Vorstellung von Substantiv und Adjektiv zu bestätigen, wäre der Begriff „Rivalen“ in der deutschen Adaption neutraler gewesen. Es ist möglich, dass das Genus des femininen französischen Substantivs „maison“ bei der Übertragung ins Deutsche zu dieser Unstimmigkeit geführt hat. Darüber lässt sich an dieser Stelle lediglich mutmaßen.

Über die syntaktischen Eigenschaften von Adjektiven erfährt der Leser bei Orsenna und Vollmann nichts. Adjektive scheinen sie immer als attributiv zu verstehen, da sie bei jeder Erwähnung in direktem Zusammenhang in Einheit mit dem Substantiv erwähnt werden. Es wird nicht wie beim Artikel verständlich gemacht, dass die Adjektive in attributiver Verwendung immer vor dem Substantiv stehen. Es ist nur von einer Verbindung durch eine Hochzeit auf dem Rathaus die Rede. Auch die unterschiedliche Stellung des Adjektivs im Satz bei prädikativer oder adverbialer Verwendung erfährt im Text keine Anwendung.

Lawrenz (2006: 4) hingegen meint, bei Orsenna und Vollmann eine Unterscheidung von attributiv und prädikativ verwendeten Adjektiven erkennen zu können: „Attributiv verwendbare Adjektive heiraten Nomen, wohingegen nur prädikativ verwendbare Adjektive dies nicht tun und Singles bleiben.“ Es ist richtig, dass Orsenna und Vollmann Adjektive in attributiver Verwendung durch die Hochzeiten zwischen Substantiv und Adjektiv umsetzen wollen. Dabei muss aber ein weiteres Mal berücksichtigt werden, dass diese Darstellung höchstwahrscheinlich nicht von allen Lesern sondern eher von linguistisch vorgebildeten Lesern so interpretiert wird. Dass es aber auch eine erzählerische Umsetzung prädikativ und adverbial gebrauchter Adjektive gibt, kann ich anhand des Textes nicht ableiten. Diese Annahme entspringt einem einfachen, aber nicht bestätigten Umkehrschluss von Lawrenz, der die Hochzeits-Motivik ins Gegenteil wendet, aber nicht belegbar und bei Orsenna und Vollmann darüber hinaus gar nicht erst angelegt ist.

Die Pronomen werden Jeanne und Thomas von Monsieur Kasimir als schwierige Persönlichkeiten beschrieben, denen man mit Bedacht begegnen sollte:

Schaut her, ihr habt bestimmt noch nicht den Stamm der Eingebildeten entdeckt. Ja, die Eingebildeten! Lasst uns leiser sprechen. Die Wörter haben sehr empfindliche Ohren. Und es sind verletzbare Geschöpfe. Siehst du das Grüppchen, das dort hinten auf den Bänken unter den Straßenlaternen sitzt? ‚Ich‘, ‚du‘, ‚diese‘, ‚dasjenige‘, ‚ihr‘. Siehst du sie? Sie sind leicht zu erkennen. Sie mischen sich nicht unter die anderen. Sie bleiben immer unter sich. Das ist der Stamm der *Pronomen*.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 77f.

Als Erstes in der Aufzählung der Pronomen erscheinen die Personalpronomen, die man auch als die prototypischsten Pronomen ansehen kann. Die Auswahl der Demonstrativpronomen „diese“ und „dasjenige“ verweist darauf, dass die Personalpronomen nicht die einzigen Elemente der großen und heterogenen Gruppe der Pronomen sind. Es ist allerdings nicht auszumachen, ob „ihr“ als ein Personalpronomen der 2. Person Plural oder als ein Possesivpronomen der 3. Person Singular verstanden werden soll. Es wäre im Rahmen der Aufzählung der Pronomen durchaus möglich gewesen, noch weitere Pronomen in diese Reihe mit aufzunehmen. Dabei hätten Paare von sich bedingenden Pronomen erstellt werden können: Personalpronomen hätten dabei dann eine Verbindung zu Possesiv- und Reflexivpronomen erhalten können, um die Verwandtschaft und Nähe gerade dieser Pronomenarten zu verdeutlichen. Außerdem wäre es wünschenswert gewesen, die Gruppe der Interrogativpronomen, die oft nicht in direkten Bezug zur Wortart der Pronomen gestellt werden, gesondert aufzuführen. Weiterhin werden die Pronomen als Stamm folgendermaßen charakterisiert:

„Man hat ihnen eine sehr wichtige Rolle übertragen: In bestimmten Fällen können sie für ein Substantiv stehen, sie heißen deshalb auch *Fürwörter*. Anstatt zum Beispiel zu sagen: ‚Jeanne und Thomas haben Schiffbruch erlitten, Jeanne und Thomas sind auf einer Insel gelandet, wo Jeanne und Thomas wieder sprechen lernen...‘, anstatt also immer wieder ‚Jeanne‘ und ‚Thomas‘ zu wiederholen, sagt man besser ‚sie‘.“

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 78.

Die These, dass die Pronomen immer unter sich bleiben, kann in Form der Metapher der Pronomen als „Eingebildete“ nur aufrechterhalten werden, wenn man wie Orsenna und Vollmann lediglich die Stellvertreterfunktion von Pronomen beleuchtet, die in den Grammatiken aber nur eine der möglichen Funktionen der Pronomen neben den Begleitern erfüllen. Wenn man in dieser Hinsicht einseitig vorgeht wie es Orsenna und Vollmann tun, erscheinen die Pronomen als Lebewesen, die nichts mit den anderen Stämmen zu tun haben wollen und lediglich ungeduldig darauf warten, Substantive samt ihres Artikels zu ersetzen. In ihrer Begleiterrolle sind Pronomen hingegen auf das parallel gestaltete Auftreten von Substantiven angewiesen. Die Begleiterrolle, die die Pronomen ebenso einnehmen können, kann aber nicht mit der zuvor etablierten

Metapher der Pronomen als eingebildetem Stamm kooperieren. Das eine schließt das andere kategorisch aus: Die Tatsache, dass sich Pronomen nicht unter andere Wörter mischen möchten, raubt die Möglichkeit der Begleiterfunktion, weil diese ein gemeinsames Auftreten mit anderen Wörtern beinhalten würde. Der deutsche Hilfssterminus „Fürwort“ als alternative Bezeichnungsform der Pronomen betont ebenso zu stark nur eine Funktion der Pronomen. Auch in der folgenden Textstelle legen Orsenna und Vollmann also erneut lediglich Wert auf die Darstellung prototypischer Funktionen:

Während sie sich unterhielten, stand das Pronomen „diese“ von seiner Bank auf und sprang auf ein Substantiv, das gerade in Begleitung seines Artikels gemächlich vorbeiging, „die Fußballer“. Im Handumdrehen waren „die Fußballer“ verschwunden, gerade als hätte sie das „diese“ verschluckt. Keine Spur mehr von den Fußballern, „diese“ hatte sie ersetzt. Ich traute meinen Augen nicht.

„Ihr seht, die Pronomen sind nicht nur eingebildet. Sie können auch gewalttätig sein. Wenn sie zu lange warten müssen, bis jemand vorbeikommt, den sie ersetzen können, dann verlieren sie die Geduld.“

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 78.

In diesem Ausschnitt wird ein weiteres Mal die Stellvertreterfunktion der Pronomen dargestellt. Die Ersetzung des Substantivs und seines Artikels erfolgt gewaltvoll, so dass die eigentlich positive Funktion, die eine solche Vertretung hat, aus dem Blickfeld gerät. Schwierigkeiten ergeben sich ganz besonders, wenn man die Metapher der eigensinnigen Pronomen auch auf die Demonstrativpronomen ausweiten möchte. Die Textsequenz stellt sich im Nachhinein als Bruch mit dieser Metapher dar.

Die Pronomen werden als gewalttätig dargestellt – diese literarische Umsetzung ist bei Orsenna und Vollmann schwer nachzuvollziehen. Die Gewalttätigkeit rückt die Ersetzungs- und Stellvertreterfunktion der Pronomen in den Hintergrund, so dass dem Leser nur diese negative Eigenschaft im Gedächtnis bleibt. Das führt dazu, dass die Pronomen ihre positive Funktion als stilistisch hochrangig angesehene Ausdrucksalternative einbüßen. Diese steht durch die abwertende Charakterisierung nicht mehr im Vordergrund – Pronomen werden negativ konnotiert. Der stilistische Vorteil, den Monsieur Kasimir den Kindern zuvor anhand des Beispiels mit ihren eigenen Namen beschreibt, ist plötzlich wirkungslos. Das Bild der gewaltvollen Ersetzung ist zwar anschaulich und bleibt dem Leser im Gedächtnis, lässt aber die positive Funktion der Pronomen außer Acht.

Die Wortart der „Adverbien“ kommt bei Orsenna und Vollmann im selben Erzählzusammenhang vor wie die vier bereits beschriebenen Wortarten „Substantiv“, „Artikel“, „Adjektiv“ und „Pronomen“. Die Adverbien weisen aber im Gegensatz zu diesen Wortarten nicht das Kriterium der Flektierbarkeit auf und müssen in einer morphologischen Klassifikation von Wortarten daher der

anderen großen Gruppe der nicht flektierbaren Wörter zugerechnet werden. Auch Orsenna und Vollmann legen an dieser Stelle auf die Unterscheidung zwischen flektierbaren und unflektierbaren Wörtern bei der ersten Erwähnung der Adverbien Wert. Sie setzen in diesem Zusammenhang die Hochzeitsmetapher fort:

Heiraten kam für diese Leute offenbar nicht in Frage. Sie suchten nur kurzlebige Abenteuer. Monsieur Kasimir bestätigte unseren Verdacht. „Oh diese *Adverbien!* Wahre Unveränderliche! Sie bleiben immer sie selbst. Man kann sie auf keine Weise dazu bringen, sich anzupassen. Sie sind sich ihrer Bedeutung bewusst, denn sie sagen wo, wann, wie, warum etwas geschieht oder so und nicht anders ist, sie malen die näheren Umstände eines Ereignisses aus, deshalb werden sie auch *Umstandswörter* genannt.“

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 79.

Wenn man nun die Bedeutung der Hochzeitsmetapher kennt, kann man anhand dieser Textstelle herauslesen, dass Adverbien sich morphologisch keiner anderen Wortart anpassen, wie es beim Substantiv und Adjektiv der Fall ist. Orsenna und Vollmann hätten hier auf Ausnahmen bei den Adverbien hinweisen können, da diese sehr wohl, wenn aber auch seltener, in der Form von Adjektivadverbien die Fähigkeit zur Komparation aufweisen und das Kriterium der Unveränderlichkeit damit relativiert werden würde. Die prototypische Variante der Adverbien wird jedoch bei Orsenna und Vollmann gut erfasst. Die Aussage, die Adverbien suchten nur kurzlebige Abenteuer, passt ebenfalls inhaltlich in den Zusammenhang ihrer morphologischen Unabhängigkeit. Dadurch wird zwischen ihnen und den Adjektiven ein Kontrast hergestellt, der sich aber nur auf die Unterschiedlichkeit hinsichtlich der morphologischen Anpassung bezieht. Über den unterschiedlichen syntaktischen Bezugsrahmen, wie er von Helbig/Buscha in der Einleitung ihrer Grammatik dargestellt wird, sagt diese Gegenüberstellung der beiden Wortarten hingegen nichts aus. Die Beschreibung der Adverbien als „Unveränderliche“ ist in morphologischer Hinsicht zwar einprägsam und phantasievoll, lässt aber keine weiteren Aussagen über das syntaktische Verhalten von Adverbien zu.

Im Vordergrund steht auch bei den Adverbien die semantische Funktion der Wortart: Ungewöhnlich ist aber im Vergleich zu den anderen Wortarten, dass sich die Adverbien als unabhängiger Stamm über ihre Funktion in großem Maße bewusst sind. Sie vollziehen daher sogar aktiv ihre semantische Funktion, indem sie selbst „sagen“, über welchen Umstand sie gerade inhaltlich Auskunft geben.

In diesem Fall ist also die Metapher des unabhängigen Stammes mit seinen selbstbewussten Mitgliedern doppelt gelungen. Orsenna und Vollmann beschreiben in ihrem Beispiel die Lokal-, Temporal-, Modal- und Kausaladverbien. Dies sind genau die Adverbien, zu denen Hentschel/Weydt anmerken, dass man sie entweder in einer eigenen Kategorie der Interrogativadverbien fassen oder als einzelne Elemente weiteren Adverbien-Untergruppen zuteilen könne. Die Konsekutiv-, Konzessiv- und

Instrumentaladverbien werden von Orsenna und Vollmann jedoch ausgelassen. Auch eine weitere Spezifizierung der Adverbien in solche im engeren Sinne und Pro-Adverbien oder eine Kategorisierung je nach Situation oder Aussage – wie Boettcher sie vornimmt – lässt sich im Text nicht finden.

5.2 Die „notwendigste aller Fabriken“

Nachdem sie mit Thomas die verschiedenen Stämme in der Stadt beobachtet hat, wird Jeanne von Monsieur Kasimir zu einer Fabrik begleitet, in der sie ihr schon bekannte und neue weitere Wortarten kennenlernt. Die Fabrik stellt sich später als ein Ort zum Experimentieren mit Wörtern und Sätzen und zur Anwendung erlernter Grammatikkenntnisse heraus: „Und jetzt ist es an dir zu spielen. Du wirst deinen ersten Satz bauen.“ (2009: 104) Für den Leser ergibt sich aber bei Jeannes erneuter Begegnung mit den Substantiven ein Bruch in der Erzählhandlung. Zuvor durfte Jeanne auf Rat von Monsieur Kasimir die Wörter nur heimlich von einer Anhöhe aus beobachten; als sie nun die Fabrik betritt, scheinen sie und die Substantive sich persönlich zu kennen: „Alle meine Substantive, meine Freunde aus der Stadt der Wörter, waren hier versammelt. Sie hatten mich wiedererkannt, sie drängten sich am Gitter und begrüßten mich freundlich.“ (2009: 103) Diese Passage zeigt offenbar die sukzessiv voranschreitende Identifikation Jeannes mit den Wortarten und der Sprache. Bei ihrem Bruder kann man diese Entwicklung parallel dazu anhand der Musik beobachten: „Die Augen meines Bruders leuchteten so (man hätte sie für zwei glühende Kohlenstücke halten können, die im Begriff waren, aus ihren Höhlen zu fallen), dass der Neffe ihm die Gitarre in die Arme legte.“ (2009: 80) Eine solche Identifikation scheint notwendig, da es in der Fabrik jetzt an Jeanne ist, sich aktiv mit der Sprache und ihren Bestandteilen, den Wortarten, auseinanderzusetzen. Sie verlässt dadurch ihre Beobachterrolle. In ihrer neuen Rolle begegnet Jeanne einer zuvor noch nicht dargestellten Wortart, den Verben. In der Fabrik werden die Wörter nun je nach Wortart in verschiedenen Volieren gehalten:

Wir gingen ein paar Schritte weiter zu einer großen Glaswand, hinter der sich andere Wörter in mehreren Stockwerken eifrig zu schaffen machten. Nach der Art und Weise, wie sie sich ruhelos kreuz und quer hin und her bewegten, hätte man sie für Ameisen halten können.

„Erinnerst du dich an diese da?“ Meine unglückliche Miene beantwortete seine Frage.

„Das sind die *Tätigkeitswörter*, die *Verben*. Schau sie dir an, diese Workaholics. Sie arbeiten pausenlos.“ Es stimmte. Diese Ameisen, diese *Verben*, wie er sie genannt hatte, schoben, bohrten, nagten, bauten; sie gruben, schmirkelten, feilten, schraubten, sägten; sie tranken, nähten, molken, malten, wuchsen; es war eine entsetzliche Kakophonie. Man hätte meinen können, es handle sich um eine Werkstatt von Verrückten, in der jeder wie besessen arbeitete, ohne sich um die anderen zu kümmern.

„Ein Verb kann nicht stillhalten“, erklärte mir die Giraffe, „das liegt in seiner Natur. Es arbeitet rund um die Uhr. Hast du die beiden dahinten schon

bemerkt, die überall herumrennen?“ Ich brauchte eine Weile, bis ich sie in diesem ungeheuren Durcheinander entdeckte. Plötzlich sah ich sie: „sein“ und „haben“. Oh, sie waren rührend! Sie hasteten von einem Verb zum anderen und boten ihre Dienste an: „Braucht ihr keine Hilfe? Wollt ihr keine Unterstützung?“

„Hast du gesehen, wie hilfsbereit sie sind? Deshalb nennt man sie die *Hilfsverben*. [...]“

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 103f.

Orsenna und Vollmann bringen die Verben erst in der Darstellung der Fabrik in die Handlung ein, obwohl sie nach den Grammatiken immer zuerst behandelt werden. Außerdem scheinen die Verben bei ihnen einen anderen Status zu haben als die Stämme der Substantive, Artikel, Adjektive, Pronomen und Adverbien: Die ursprüngliche Metapher der Stadt, in der die Wortarten wie Menschen in Stämmen leben, wird aufgebrochen und die Verben werden als Ameisen dargestellt. Auf diesen entscheidenden Unterschied zwischen Substantiven, Artikeln, Adjektiven, Pronomen und Adverbien auf der einen und Verben auf der anderen Seite gehe ich in einem nachfolgenden Kapitel noch genauer ein.

Über die Semantik der Verben erfährt man aus der obenstehenden Textpassage, dass es ihre Aufgabe ist, Tätigkeiten auszudrücken. Beispiele solcher Tätigkeiten werden direkt von den einzelnen Ameisen-Verben ausgeführt. Der Begriff „Workaholics“ (2009: 103) verkörpert den den Verben eigenen „Prozessor-Charakter“, den Boettcher (2009: 41) als ihr Hauptcharakteristikum innerhalb des Satzgefüges nennt. Es fällt sofort auf, dass es sich bei allen Verben bis auf „wachsen“, das ein Vorgangsverb ist, um Tätigkeitsverben handelt. Zustandsverben werden bei Orsenna und Vollmann nicht als weitere Bedeutungsmöglichkeit der Verben realisiert. Sie würden allerdings auch nicht in das Bild der Ameisen-Metapher passen, da Zustandsverben keine Bewegung ausdrücken. Die Metapher der Ameisen ist damit zwar einprägsam, aber nur bedingt geeignet. Aufgrund dieser nur einseitigen Darstellung der Tätigkeitsverben können auch einzelne gegensätzliche Aktionsarten von Verben im Text nicht realisiert werden.

Zusätzlich zur semantischen Klassifikation werden die in den Grammatiken auftretenden unterschiedlichen Verbtypen vorgestellt und somit syntaktische Charakteristika der Verben angesprochen. Die Hilfsverben, die bei Orsenna und Vollmann unverständlicherweise zunächst nur als „sein“ und „haben“ vorgestellt werden, gehen aus eigener Initiative zu den „anderen“ Verben, den Vollverben, um ihnen ihre Hilfe anzubieten. Dabei konstituieren Orsenna und Vollmann zwei Gruppen von Verben: Es gibt erstens die Vollverben, die ganz alleine arbeiten können und sich hauptsächlich um sich selbst kümmern. Die Beschreibung der Vollverben in dieser Weise ist gut, weil dem Leser deutlich wird, dass die Vollverben selbstständig sind und ihre im Text aufgeführten Tätigkeiten und Aufgaben eigenständig ausführen können. Zweitens gibt es die Hilfsverben, die den anderen Verben ihre Hilfe anbieten müssen. An dieser Stelle fehlt die Erläuterung, welcher Art genau die Hilfe ist, die die Hilfsverben

stetig anbieten. Es hätte im Text umgesetzt werden können, dass die Hilfsverben erst in der Konstruktion mit einem Vollverb und vor allem bei der analytischen Tempusbildung bedeutungsrelevant werden.

Einen weiteren Verbtyp bilden in der Fabrik die Verben, die mit ihrer Aufgabe nicht zufrieden sind und sich deshalb eine zusätzliche Arbeit suchen:

„Wühlen“ konnte sich nur schwer zwischen „auf“, „herum“, „durch“ und „hindurch“ entscheiden. Was sollte es tun, *aufwühlen*, *herumwühlen*, *durchwühlen* oder vielleicht sogar *hindurchwühlen*? Neben ihm schwankte „fliegen“, ob es lieber hochfliegen, nachfliegen oder hin- und herfliegen sollte. „Mit diesen Verben wirst du noch eine Überraschung erleben“, prophezeite mir Monsieur Kasimir.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 106.

Analog zu den Hilfs- und „Tätigkeitsverben“, wie sie genannt werden, hätten Orsenna und Vollmann auch bei den zusammengesetzten Verben eine adäquatere Bezeichnung wählen sollen. Aus der Bezeichnung „Verben, die mit ihrer Aufgabe nicht zufrieden sind“ kann sich der Leser nur schwer erklären, um welche Verben es sich hier handelt. Hier legen Orsenna und Vollmann – ähnlich wie bei der Beschreibung der Neutra, die sich nicht für ein Genus entscheiden können – den Fokus zu sehr auf die Entscheidungsfreiheit der Verben mit trennbaren Zusätzen. Sie machen aber nicht deutlich, dass sich je nach gewähltem Zusatz des zusammengesetzten Verbs ein ganz anderer semantischer Kontext ergibt und die Verben dadurch in anderen Zusammenhängen eingesetzt werden können. Die weitere Beschäftigung mit den Verben verlagern Orsenna und Vollmann in den Kontext der Satzkonstruktion und Satzgliedbeschreibung, wobei sie sich aber mehr auf die Beschreibung der Rolle von Substantiven innerhalb des Satzgefüges konzentrieren und auch nur bei ihnen die für Satzglieder übliche Terminologie einführen.⁹

Die Flexionskategorie „Tempus“ wird bei Orsenna und Vollmann durch eine vollständig neue Metapher eingeführt und ausführlich thematisiert. Es gibt verschiedene Standuhren für die unterschiedlichen Zeiten: Jeanne findet eine Uhr für die Gegenwart, zwei Uhren für die Vergangenheit und eine für die Zukunft. Ganz nach der jeweils dargestellten Zeit zeigen die Uhren ein anderes Verhalten. Das Pendel der Uhr für das Präsens schlägt gleichmäßig von rechts nach links. Bei der Uhr für die Vergangenheit verhält es sich anders, da ihr Pendel rechts oben stehengeblieben ist. Demgegenüber verhält es sich mit der Uhr für die Zukunft ganz gegenteilig, denn ihr Pendel befindet sich dauerhaft an der oberen linken Seite der Uhr.

Nachdem Jeanne sich nun aus den Volieren mit Wörtern, die sie zu einem Satz kombinieren will, einige ausgewählt hat, kommen die verschiedenen Uhren

⁹ Verben werden bei Orsenna und Vollmann in diesem Zusammenhang nicht explizit als Prädikate bezeichnet. Da die Beschreibung der Satzgliedthematik sehr umfangreich ist und ich durch eine Einbeziehung dieses Komplexes möglicherweise zu sehr von meinem eigentlichen Thema abweichen würde, verweise ich hier darauf, dass die Analyse der Satzglieder in Orsenna und Vollmann in einer weiteren Arbeit durchaus spannend wäre, ich hier aber nicht weiter darauf eingehen kann.

zum Einsatz. Als Jeanne ihre Sätze in den Schlitz der Uhr für die Gegenwart steckt, erhält sie folgende Ergebnisse: „Das Rhinoceros *frisst* die Blume.“ (2009: 110) und „Das Rhinoceros *knabbert* die Blume an.“ (Ebd.) Wie es für ein Verb üblich ist, wurden *fressen* und *anknabbern* aus ihrer Infinitivform herausgehoben und nach Tempus, Person und Numerus modifiziert. Ähnliche Veränderungen erfährt Jeanne Satz in den Uhren der Vergangenheit und der Zukunft, die als Ergebnisse „Das Rhinoceros *fraß* die Blume.“ und „Das Rhinoceros *knabberte* die Blume an.“ bzw. „Das Rhinoceros *wird* die Blume *fressen*.“ und „Das Rhinoceros *wird* die Blume *anknabbern*.“ auswerfen. Im Rahmen der Veränderung der Sätze im Futur tritt plötzlich auch das dritte Hilfsverb „werden“ auf, dass bei der Vorstellung der Hilfsverben zuvor nicht erwähnt wurde. Es wäre an dieser Stelle verständlicher geworden, wie genau sich die Hilfe, die die Hilfsverb-Ameisen den anderen Verben anbieten, äußert, wenn das Hilfsverb „werden“ vorher eingeführt worden wäre und an diesem Beispiel der Uhr für die Zukunft einen praktischen Einsatz im Text erfahren hätte. In demselben Rahmen hätte man dann auch noch auf die Beteiligung der weiteren Hilfsverben bei der Konstitution der anderen analytischen Tempora zu sprechen kommen können.

Dennoch ist die Metapher der Uhr, die auf die Tempora angewendet wird, von Orsenna und Vollmann sehr gut ausgewählt worden. Sie entspricht der allgemeinen intuitiven Vorstellung von Zeit, die sich der Mensch macht. Außerdem ergeben sich aus Orsennas und Vollmanns Darstellungen konzeptuelle Metaphern der Art VERGANGENHEIT IST RECHTS und ZUKUNFT IST LINKS, die das Verständnis von Zeit greifbarer und weniger abstrakt erscheinen lassen. Geschickt ist hier außerdem die Darstellung eines zusammengesetzten Verbs gegenüber einem „normalen“ Vollverb. Jeanne und ebenso der Leser erfahren dadurch, dass sich zusammengesetzte Verben in ihrer Infinitivform anders verhalten als in einer flektierten Wortform. Orsenna und Vollmann stellen der Trennung des Zusatzes vom restlichen Teil des Verbs das Verhalten des gleichen Wortes in der Zukunft gegenüber: „Meine beiden Verben hatten wieder ihre ursprüngliche Form, ihre *Grundform* angenommen und sich das Verb ‚werden‘ zu Hilfe gerufen. Die Zukunft machte es sich einfach.“ (2009: 111) Diese Textstelle konkretisiert noch einmal das tempusspezifische Verhalten von zusammengesetzten Verben.

Rothstein (2009: 120) weist im Bezug auf die Standuhren-Metapher für das Präsens und die Zukunft darauf hin, dass auch die Form „werden plus Infinitiv“ das Präsens ausdrücken kann und es auf der anderen Seite auch einfache Präsensformen gibt, die auf ein in der Zukunft liegendes Ereignis oder Geschehen verweisen. Für ihn ändert das jedoch nichts an der Aussagekraft der Standuhrenmetapher, die er für äußerst gelungen erachtet.

Es ergeben sich jedoch Probleme, wenn Orsenna und Vollmann die Uhrenmetapher auch auf die Flexionskategorie Modus anwenden:

Bei der letzten Uhr, die etwas abseits stand, spielte das Pendel verrückt. Es drehte sich in alle Richtungen, es war mehr eine Wetterfahne als ein Pendel, man wusste nicht, was ihm in den Sinn kam. Und auch ich wusste bald nicht mehr, wo mir der Kopf stand.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 111.

Die Bewegung des Pendels zeigt also nach Orsenna und Vollmann nicht nur die Zeit an, sondern markiert in seiner rotierenden Bewegung auch die Kategorie Modus. Jeanes Verwirrung in diesem Zusammenhang ist durchaus verständlich, denn die Verwendung des Pendels innerhalb der Uhrmetapher vermittelt dem Leser das Gefühl, auch der Konjunktiv drücke eine temporale Komponente aus. Auch auf die Gefahr hin, dass innerhalb des Textes zu viele Metaphern eröffnet werden, hätten Orsenna und Vollmann hier besser auf eine andere und neue Metapher zur Darstellung des Konjunktivs zurückgreifen sollen. Die Unsicherheit in der Darstellung des Konjunktivs bringt auch in den direkt anschließenden Sätzen verschiedene metasprachliche Äußerungen mit sich, die eher Lehrbuchcharakter haben, als dass sie auf die vom Text gewohnt lockere Art und Weise den darzustellenden Grammatikaspekt nahe bringen:

„Das ist der *Konjunktiv*“, erklärte mir Monsieur Kasimir. „Die Zeitformen der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft sagen uns immer, was ist, was war oder was sein wird. Da gibt es keinen Zweifel. Im Konjunktiv ist nichts sicher, alles kann passieren, es hängt einfach von den Umständen ab, die wir uns vorstellen oder herbeiwünschen. ‚Wenn es schönes Wetter *gäbe*, wenn der Schnee *schmölze*, dann...‘; vielleicht kommt dir das etwas altmodisch vor, weil deine Großeltern so reden und weil du es in ganz alten Büchern gelesen hast. Du kannst stattdessen auch einfach sagen: ‚Wenn es schönes Wetter geben würde, wenn der Schnee schmelzen würde, dann...‘ Ja, was wäre dann? Deine Großeltern würden sagen: ‚Dann *fräße* das Rhinoceros die Blume, dann *knabberte* das Rhinoceros die Blume *an*‘; und du würdest vielleicht sagen: ‚Dann *würde* es die Blume *fressen*...‘ Kannst du mir folgen? Es könnte sein, dass es sie dann frisst, aber ich kann es dir nicht garantieren.“

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 111f.

An dieser Stelle wäre eine deutliche Unterscheidung von Konjunktiv I und II angebracht, die jedoch im Text nicht geleistet wird. Dass der Konjunktiv I heute weniger verwendet wird, weil er in vielen Fällen altmodisch klingt, ist durchaus richtig. Die daraus resultierende Ersetzung durch den Konjunktiv II wird hier zwar angesprochen, aber nicht ausreichend erklärt, so dass der Leser in dem Glauben gelassen wird, die Verwendung der jeweiligen Konjunktivform hänge nur von einer stilistischen Vorliebe innerhalb des Kontextes ab.

In der folgenden konklusionsartigen Darstellung der einzelnen Zeiten wird die gemeinsame Beschreibung von Tempus und Modus jedoch fehlerhaft und man möchte als Leser am liebsten mit Jeanne zusammen die Augen schließen: „Der Konjunktiv schien eine verwirrende Sache zu sein. Die Gegenwart, die Vergangenheit, die Zukunft = die Wirklichkeit; der Konjunktiv = die Möglichkeit... Ich schloss die Augen und sortierte alle diese Zeitformen und

Aussageweisen sorgfältig in meinem Kopf.“ (2009: 111f.) Rothstein (2009: 121) kritisiert an dieser Textaussage, dass die Zukunft nicht mit der Wirklichkeit gleichgesetzt werden könne. Es ist einleuchtend, dass über Zukünftiges in Bezug auf den Wirklichkeitsgehalt noch keine Aussagen getroffen werden können. Die formelhafte Gleichsetzung der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft mit der Wirklichkeit und des Konjunktivs mit der Möglichkeit ergibt mehr Schwierigkeiten, als dass sie in diesem Zusammenhang Eindeutigkeit und Klarheit schafft.

Wenn man den Versuch anstellt, innerhalb der literarischen Darstellung der Verben ihre wichtigsten syntaktischen Charakteristika neben der Unterteilung in Voll- und Hilfsverben abzulesen, sucht man zunächst vergeblich danach. Hinweise auf die Valenz der Verben erhält man nur anhand der immer wieder verwendeten Beispielsätze, die Jeanne die Funktionsweise sämtlicher in der Fabrik vorhandenen Uhren erklären. Im Text wird nicht explizit auf die Fähigkeit zur Valenz der Verben hingewiesen. Die auch schon im Zusammenhang mit der Flexionskategorie Tempus zentralen Beispiele „Das Rhinoceros frisst die Blume.“ und „Das Rhinoceros knabbert die Blume an.“ geben in dieser Hinsicht indirekt Aufschluss. Nach Helbig/Buschas Einteilung ist „fressen“ demnach ein Verb mit einem obligatorischen und einem fakultativen – „anknabbern“ ist wiederum ein Verb mit zwei obligatorischen Aktanten. Ich gehe davon aus, dass eine solch genaue Analyse der Aktanten von Orsenna und Vollmann jedoch nicht angestrebt ist, da sie thematisch zu spezielle grammatische Gegebenheiten widerspiegeln und die Beispiele eher zur Veranschaulichung der Tempus-Kategorien vorgesehen sind.

Bei der weiteren Erkundung der Fabrik entdeckt Jeanne auch die ihr bereits bekannten Adjektive. Sie befinden sich allerdings nicht wie die Substantive und Verben in einer Voliere, sondern haben – wie in der Stadt der Wörter – ihren Laden „hinter der Voliere der Substantive“ (2009: 113). Die Präposition „hinter“ verdeutlicht erneut die höhere Position der Substantive gegenüber den Adjektiven wie sie im vorangegangenen Abschnitt dieser Arbeit bereits ausführlich erläutert wurde.

Bei der Einführung der Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen verlassen Orsenna und Vollmann plötzlich vollständig die Darstellungsebene der Metapher, was in einem nachfolgenden Kapitel noch gesondert analysiert werden soll. Diese drei Wortarten werden im Text nicht als menschliche Wesen oder Tiere dargestellt. Das hat zur Folge, dass über die formale Seite der Wortart „Präposition“ keine Aussagen mehr getroffen werden können, weil ich die Beschreibung der Eigenschaften der Stämme mit der Beschreibung der Form der Wörter zuvor gleichgesetzt habe, was nun wegfällt.

Für die Präpositionen gibt es lediglich Automaten, an denen sich Jeanne nach Bedarf bedienen kann: „Und dort ist auch ein Automat für die *Präpositionen*, die *Ortsbestimmungen*: *nach* Paris gehen, *aus* New York zurückkommen.“ (2009: 113) Hier belegen nur zwei Beispiele die Funktion der Ortsangabe von

Präpositionen. Dass Präpositionen aber zusätzlich auch temporal, modal oder kausal verwendet werden können, können die Beispiele nicht wiedergeben. Eine Festlegung der Funktion auf die Angabe von Orten ist eindeutig zu eng gefasst. Abgesehen von den semantischen Unterscheidungen der Wortart „Präposition“ hätten Orsenna und Vollmann im Rahmen der Satzkonstruktion, der sich Jeanne gerade vorsichtig angenähert hat, auch auf die syntaktischen Eigenschaften von Präpositionen eingehen sollen.

Über die beiden anderen nach Orsenna und Vollmann bestehenden Wortarten der Interjektionen und Konjunktionen erfährt Jeanne zusammengefasst in einem Satz folgende Fakten:

Beim Herumstöbern in der Fabrik hatte ich noch andere Automaten entdeckt. Einen für die *Ausrufe*, die *Interjektionen* (Oh! Gut! Verdammt!), und einen für die *Bindewörter*, die *Konjunktionen* (aber, und, oder, denn, weil...). Bei ihnen konnte man sich lauter kleine Wörter holen, die dabei helfen, die verschiedenen Teile des Satzes miteinander zu verbinden.
Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München , 114.

Über die Funktion von Interjektionen oder ihre Stellung im Satz machen Orsenna und Vollmann keine Angaben. Die drei Beispiele für Interjektionen sind das Einzige, was über ihre formale Ausprägung Auskunft gibt. Es muss deswegen offen bleiben, in welchen Kontexten Präpositionen verwendet werden, woraus man hätte schließen können, ob es noch semantische Unterteilungen innerhalb dieser Gruppe gibt. Ebenso unklar bleibt bei Orsenna und Vollmann daher, wie sich Interjektion in das syntaktische Gesamtgefüge des Satzes eingliedern lassen. Im Text findet sich keine Rechtfertigung für die Aufnahme der Interjektionen in die Gesamtklassifikation der Wortarten. Als Jeannes lange Sätze als Endergebnis ihres Grammatikexperiments präsentiert werden, findet sich in ihnen keine einzige Interjektion:

Tief im undurchdringlichen Urwald vertraute das plumpe und gepanzerte Rhinoceros seinen Freunden weinend an, dass es die zarte, gelbe, weder europäische noch amerikanische, sondern asiatische Blume, die ihm ein verängstigter Hausierer für fast nichts verkauft hatte und auf die seine Braut, eine hellhäutige, händelsüchtige, cholerische Rothaarige, die es trotzdem sehr liebte, seit vielen Jahren ungeduldig wartete, aus Versehen gefressen hatte. / Das von Großwildjägern verfolgte Rhinoceros, das sich auf seiner Flucht verirrt und seine Frau verloren hatte, stand erschöpft und durchnässt auf einer einsamen Lichtung und knabberte, um sie zu versuchen, hungrig und verzweifelt eine fremdartige, hochstängelige, lila Blume, deren Stacheln ihn aber wie ein Reibeisen im Rachen kratzten, so dass es einen Hustenanfall bekam, an.
Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 114f.

Dabei wäre es gerade an dieser Stelle als didaktisch wertvoll zu werten gewesen, wenn nach der Vorstellung aller neun Wortarten in der Theorie auch in der

Praxis von ihnen Gebrauch in Form einiger Beispiele gemacht worden wäre. Da Jeanne die Interjektionen in ihrem Satzexperiment nicht verwendet, liegt der Schluss für den Leser nahe, dass es sich bei ihnen eher um zusätzlichen „Schmuck“ für einen Satz handelt, den man als Sprachbenutzer je nach Belieben auch weglassen kann. Das Nicht-Auftreten der Interjektionen in diesem längeren Beispiel betont daher noch einmal die Schwierigkeiten, die vor allem bei der Beschreibung der Interjektionen als Wortgruppe auftreten. Sie haben sich zuvor schon im Vergleich der drei Grammatiken gezeigt. Außerdem drücken Orsenna und Vollmann indirekt die grundsätzliche Autonomie der Interjektionen sowohl im syntaktischen als auch im morphologischen Bereich aus.

Verwirklicht sind in Jeannes langen Sätzen aber Substantive mit ihrem jeweiligen geforderten Artikel, Adjektive, Pronomen, Präpositionen, Konjunktionen und vor allem Verben. Besonders die Gestaltung der Adjektive in diesem Satz ist ausgeprägt und betont ihre semantische Funktion, die inhaltliche Bereicherung und Ausdifferenzierung von ansonsten nackten Substantiven.

Jeanne erfährt in der Fabrik über die Konjunktionen, dass sie Bindewörter sind. Der Leser muss sich aus den in Klammern stehenden Beispielen wie bei den Interjektionen selbst erschließen, welche Formen genau zur Wortart „Konjunktion“ gehören und wie sich daraus ihre Funktion ableiten lässt. Die prototypische Eigenschaft, das „Verbinden“, wird bei Orsenna und Vollmann zwar genannt, aber es wird dabei nicht zwischen subordinierenden und koordinierenden Konjunktionen unterschieden. Dass Konjunktionen „die verschiedenen Teile des Satzes“ verbinden können, kann man in erster Linie auf die Verbindung einzelner Satzteile beziehen. Wenn man auch Haupt- und Nebensätze als solche „Teile des Satzes“ auffasst, beinhaltet die vage Formulierung bei Orsenna und Vollmann Formulierung auch die Verbindung von Teilsätzen.

Schwierigkeiten ergeben sich bei der Nennung der Interjektionen und Konjunktionen dadurch, dass nicht genau abgegrenzt wird, ob nur den Konjunktionen oder zusätzlich auch den Interjektionen diese verbindende Funktion zugeschrieben wird. Der Ausdruck „bei ihnen konnte man sich lauter kleine Wörter holen, die dabei helfen, die verschiedenen Teile des Satzes miteinander zu verbinden“ bezieht sich sowohl auf den Automaten der Interjektionen als auch auf den der Konjunktionen. Dabei haben die Interjektionen keine verbindende Funktion. Sie können als Elemente aus einem Satz ausgegliedert werden ohne dass sich die grammatische Grundkonstruktion syntaktisch, morphologisch oder semantisch verändert. Die Funktionen der beiden Wortarten hätten daher in zwei getrennten Sätzen formuliert werden sollen, wobei eine zusätzliche und explizitere Form- und Funktionsbeschreibung der Interjektionen durchaus sinnvoll gewesen wäre.

Jeanne benötigt für die Experimente mit den Sätzen auch Artikel, die ihr bereits aus der Stadt der Wörter als Begleiter der Substantive bekannt sind. Sie sind

aber in der Fabrik nicht mehr als Wesen des kleinsten Stammes des Volkes der Wörter dargestellt, sondern haben ihre menschlichen Eigenschaften verloren. Sie stehen Jeanne nur noch in einem weiteren Automaten zur Verfügung. Waren die Artikel in der Stadt noch fest mit dem Substantiv verbunden, sind sie jetzt lediglich Funktionselemente, die auf Knopfdruck aus dem Artikelautomaten fallen. Damit stellen Orsenna und Vollmann die Artikel in einen Funktionszusammenhang mit den Präpositionen, Interjektionen und Konjunktionen, der unglücklich gewählt ist. Die zuvor etablierte Nähe des Artikels zu seinem Bezugs-Substantiv aufgebrochen worden und mit dem Verlust der menschlichen Eigenschaften verbunden. Dadurch verliert die vorherige Darstellung des Artikels als Lebewesen ihren Sinn und Zweck. Außerdem wird den Artikeln durch diese Herabstufung zu Material aus einem Automaten nur noch eine grammatische Funktion zugesprochen. Dieser Vorgang deckt sich mit der Aussage, Artikel seien ein eher unwichtiger Stamm, wie sie von Monsieur Kasimir bei der Beschreibung der Artikel im Bezug auf die Substantive getätigt wird.

Die meisten Wortarten, die Jeanne in der Stadt der Wörter vorgestellt werden, sind auch in der Fabrik noch einmal namentlich erwähnt, wobei sich ihre Darstellung in metaphorischer Hinsicht teilweise verändert hat. Keine weitere Erwähnung erhalten jedoch die Pronomen und Adverbien. Ebenso wie ich zuvor die nicht erfolgte Integration der Interjektionen in Jeanne's große Sätze bei Orsenna und Vollmann bemängelt habe, finde ich es auch hier aus Gründen der Vollständigkeit nicht empfehlenswert, diese beiden Wortarten auszulassen. Es wäre hilfreich gewesen, die Fabrik als eine Art Zusammenfassung aller Wortarten zum Ende der Erzählung darzustellen, so dass darauf aufbauend für jede Wortart die Möglichkeit bestanden hätte, ihr Verhalten innerhalb der Satzkonstruktion darzustellen. Grundsätzlich wird die syntaktische Beschreibung der Wortarten in diesen Zusammenhang des Textes verlegt. Es wirkt unvollständig, wenn dabei zwei Wortarten ausgeblendet werden. Das unterstützt meine Annahme, dass die Wortarten Pronomen und Adverbien bei Orsenna und Vollmann inhaltlich in der Erzählung eine Isolierung innerhalb des Wortartengefüges erfahren: Pronomen sind gewalttätig und integrieren sich nicht gerne in die Gemeinschaft des Volkes der Wörter. Adverbien haben zwar diese negative Eigenschaft nicht, treten aber als Stamm ebenso **isoliert** auf wie die Pronomen, weil ihr wichtigster „Charakterzug“ ihre Unabhängigkeit ist.

6 Orsennas und Vollmanns „sprechende“ Terminologie

Bei der Vorstellung jeder Wortart führen Orsenna und Vollmann neben den linguistischen Fachtermini immer auch Hilfsbezeichnungen ein, die ich als einen weiteren Hinweis auf ihre Vorgehensweise bei der Wortartenklassifikation untersuchen möchte. Die Benennung der Wortarten kann Aufschluss geben über ihre Funktion, welche wiederum auf vorrangig semantische, syntaktische oder morphologische Kriterien zur Klassifikation verweist.

Substantive werden im Text zuerst als „Hauptwörter oder Substantive“ eingeführt. Die Funktion der Substantive ist vor allem die Benennung von Objekten, Sachverhalten oder Personen. Dementsprechend hätten Orsenna und Vollmann an dieser Stelle auch den Terminus „Namenwörter“ verwenden können, der in der Bezeichnung der Wortarten im Volksmund durchaus üblich und frequent ist. „Hauptwort“ untermauert dagegen meine bereits zuvor aufgestellte These, dass Substantive im Roman als die wichtigste Wortart gewertet werden.

Die Artikel haben als einzige Wortart bei Orsenna und Vollmann keinen zweiten Hilfsternus an die Seite gestellt bekommen. Hier wäre jedoch durchaus der Begriff „Begleiter“ vertretbar gewesen, da auch im Text überwiegend die Begleiterfunktion der Artikel betont wird und sie vor allem in der metaphorischen Darstellung präsent ist. Möglicherweise wird hier kein zweiter Name genannt, weil Orsenna und Vollmann die Artikel als grundsätzlich überflüssig charakterisieren.

Adjektive werden zuerst als „Eigenschaftswörter“ eingeführt – erst kurz darauf wird der Fachbegriff genannt. Auch diese Benennung unterstützt die Hauptaufgabe der Adjektive, die im Text beschrieben wird: Sie sollen Substantive interessanter machen und ihnen Abwechslung in der Ausdrucksweise verleihen. Das tun sie, indem sie dem Substantiv bestimmte Eigenschaften zuweisen.

Die Pronomen werden direkt als solche mit ihrem Namen eingeführt. Erst einige Zeilen später werden sie auch „Fürwörter“ genannt, was ihre starke Orientierung an den Substantiven signalisiert, gleichzeitig aber leider auch andere Funktionen der Pronomen ausschließt. Hier steht jedoch neben der semantischen Perspektive auch die syntaktische Funktion der Ersetzung im Vordergrund.

Bei den Adverbien erfolgt die Betitelung genau wie bei den Pronomen. Erst später werden sie als „Umstandswörter“ bezeichnet, was ebenfalls den Fokus auf ihre semantische Funktion der Wortart richtet. Erneut beschränkt sich der deutsche Hilfsternus für die Adverbien nur auf eine einzige und zwar semantische Funktion und schließt morphologische und syntaktische Kriterien aus. In dieser Wortart spiegelt sich ganz besonders der Ausdruck von Orsennas und Vollmanns „sprechender“ Terminologie: Die Adverbien sprechen als Mitglieder ihres Stammes direkt aus, was ihre Funktion ist. Sie sagen explizit, welchen Umstand sie gerade angeben.

Bei den Verben birgt die zweifache Bezeichnung Ungenauigkeiten. Zuerst nennen Orsenna und Vollmann sie „Tätigkeitswörter“ und direkt im Anschluss „Verben“. Der Begriff „Tätigkeitsverb“ ist an dieser Stelle jedoch zu einseitig für die Beschreibung von Verben. Da es neben Tätigkeitsverben auch noch Zustands- und Vorgangsverben gibt, ist der Begriff grundsätzlich defizitär. Im Text passt er zwar gut zur Metapher der Ameisen, die ständig in Bewegung sein müssen, beleuchtet jedoch diese spezielle Wortart nur aus einer einzigen

Perspektive, die andere Beziehungen, die von Verben ausgedrückt werden, schlichtweg ignoriert.

Dies ist ebenso der Fall bei den Präpositionen, die nur als „Ortsbestimmungen“ eingeführt werden. Die Ausdrücke „Ausrufe“ für Interjektionen und „Bindewörter“ für Konjunktionen treffen hingegen den Kern der Funktionen dieser Wortarten.

Bei Orsenna und Vollmann erinnert die zweifache Betitelung der Wortarten vor allem an den Grammatikerwerb in der Grundschule, in denen die deutschen Termini den Kindern verdeutlichen sollen, was die jeweilige Wortart ausdrückt und ihre Bestandteile am deutlichsten charakterisiert. Daher werde ich im folgenden Kapitel durch die Analyse der Wortartenvermittlung in zwei Sprachbüchern der Grundschule nach Parallelen zur Terminologie bei Orsenna und Vollmann forschen, die am Ende auch zu einer adäquaten abschließenden Beurteilung der Erzählung unter der Berücksichtigung der Fragestellung dieser Arbeit beitragen können.

7. Die Wortarteterminologie in Sprachbüchern der Grundschule

Die Grundschulsprachbücher für die 2. Klasse, „Sprachreise“ (2003) und „Bausteine“ (2008)¹⁰, stellen insgesamt vier Wortarten vor.¹¹ Beide Bücher beginnen mit der Einführung und Erklärung der „Nomen“. Dabei fallen die Erklärungen inklusive der dazu passenden Beispiele ähnlich aus: „Sprachreise“ schreibt über diese Wortart: „Die Wörter *das Heft*, *der Stift*, *der Block*, *das Lineal* sind Namenwörter (Nomen). Namenwörter werden mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben. Namenwörter (Nomen) haben oft einen Begleiter (Artikel): *der*, *die*, *das*, *ein*, *eine*.“ (2003: 7) Im „Bausteine“-Sprachbuch heißt es dazu etwas weniger exemplarisch: „Nomen sind Namen für Menschen, Tiere, Pflanzen und Dinge. Nomen schreiben wir groß.“ (2008: 15) Des Weiteren wird auch hier auf die Artikel Bezug genommen: „Nomen können als Artikel (Begleiter) *der*, *die* oder *das* haben.“ (2008: 16) Beachtenswert ist zudem, dass auch schon ein morphologisches Kriterium mit aufgenommen wird: „Nomen gibt es in der Einzahl und in der Mehrzahl.“ (2008: 17)

Man erkennt in beiden Lehrwerken sofort, dass Nomen, wie sie hier genannt werden, untrennbar mit der Darstellung der Artikel verbunden sind. Wichtig ist auch die Differenzierung, dass Substantive nicht nur Menschen einen Namen geben. Der Beginn des Wortarternerwerbs mit den Nomen ist dabei nicht zufällig: „Mit Namen verbindet sich ein zentrales Funktionsmoment einer Wortart, des Substantivs (in der Schule derzeit als Nomen eingeführt). Das Nennen als Basisprozedur kann in Benennungsspielen (Tiere, Spielzeug etc.) in der Primarstufe eingeführt werden.“ Hoffmann (2009: 935) Die Ontologie als

¹⁰ Die Auswahl der beiden Sprachbücher ist zufällig erfolgt. Ich schließe nicht aus, dass auch noch andere Lehrwerke für meine Untersuchung in Frage kommen können.

¹¹ Da die beiden Sprachbücher für den Grundschulunterricht im Fach Deutsch für das Land Nordrhein-Westfalen ausgerichtet sind, kann ich keine Repräsentativität für den ganzen deutschsprachigen Raum gewährleisten. Ich vermute jedoch, dass sich beim Vergleich der Didaktik der Wortarten in den anderen Bundesländern die Differenzen als gering herausstellen.

„Lehre vom Sein“ oder auch „Lehre vom Seienden“ wendet sich ganz speziell demjenigen zu, was auf der Welt existiert und umfasst daher vor allem die Auseinandersetzung mit dem Menschen als Seiendem. Kuhlmann (2010) Die Substantive sind daher die am stärksten ontologisch orientierte Wortart, weil sie, was die Eigennamen betrifft, vom eigenen Körper ausgehen und daher den daran anschließenden Lernprozess ermöglichen. Wenn man den Vorgang der Bezeichnung der eigenen Person verinnerlicht hat, fällt es leichter, von diesem persönlichen Zentrum aus auch andere Personen oder Objekte der außersprachlichen Wirklichkeit zu benennen. Würden die Verben als erste Wortart eingeführt werden, fielen dieser zentrale ontologische Bezugspunkt weg.

Im Anschluss an die Substantive werden in den Sprachbüchern die Verben eingeführt. Die Definitionen unterscheiden sich erneut in ihrem Umfang. „Bausteine“ vermittelt dazu die Basisdefinition „Verben geben an, was jemand tut: laufen, schreiben“ (2008: 24). „Sprachreise“ ist im Gegensatz dazu genauer, indem es nicht nur Tätigkeiten, sondern auch Vorgänge mit einbezieht: „Wörter, die sagen, was jemand tut oder was geschieht, nennt man Tuwörter (Verben): *sehen, gehen, kommen,...* Tuwörter (Verben) können verschiedene Endungen haben: *gehen* – Sita geht. *warten* – Ich warte.“ (2003: 13) In dieser Definition werden parallel zur Flexionskategorie „Numerus“ bei den Substantiven schon Angaben zur Flexion gemacht, so dass die Lernenden verstehen, dass Verben in ihrer Form veränderbar sind. Obwohl sich diese zweite Erklärung der Wortart „Verb“ auch auf Vorgangsverben bezieht, ist der dafür gewählte Begriff „Tuwort“ in sich widersprüchlich, da er die in die Definition mit einbezogenen Vorgangsverben im selben Moment wieder ausschließt. Auch Boettcher warnt vor einer einseitigen Terminologie: Für ihn realisiert die Bezeichnung „Tuwort“ „einen zu engen Prototypen“ (2009: 40) Im Gegensatz dazu eröffnet die Bezeichnung „Zeit-Wort“ einen anderen wichtigen Blickwinkel für die Betrachtung der Verben. Indem er die Flexion nach Tempus mit einbezieht, setzt er die Verben aber in die Nähe anderer Zeitwörter wie *morgen* oder *heute*, was zu Verwechslungen führen könne. (2009: 41) Boettcher plädiert daher dafür, die Lernenden frühzeitig mit den lateinischen Fachtermini zur Bezeichnung der Wortarten zu konfrontieren und vertraut zu machen.

Adjektive werden in den Sprachbüchern als dritte Wortart eingeführt. „Bausteine“ erklärt die wesentlichen Eigenschaften dieser Wortart sehr kurz: „Adjektive sagen, wie etwas ist. Der Apfel ist grün.“ (2008: 31) Im Gegensatz dazu legt „Sprachreise“ neben einer semantischen grundlegenden Definition zudem Wert auf die morphologische Perspektive von Adjektiven: „Wörter, die sagen, wie etwas ist, heißen Wiewörter (Adjektive). Die Schale ist *hart*. – Die *harte* Schale. Der Apfel ist *rot*. – der *rote* Apfel.“ (2003: 21) Beide Erklärungen erwähnen die semantische Funktion der Zuordnung von Eigenschaften ohne jedoch dabei explizit den Begriff „Eigenschaftswort“ zu verwenden. Im Unterricht setzt sich häufig der Terminus „Wiewort“ für die Adjektive durch.

Die Auswahl der in den Sprachbüchern zu Beginn des Wortartenerwerbs stehenden Wortarten weisen Parallelen zu der semantischen Klassifikation bei

Hentschel/Weydt auf. Auch sie benennen diese Wortarten als die wichtigsten mit einer kategorie-matischen und einer Wortartenbedeutung. Dabei stellen sie die Wortarten jedoch in eine andere Reihenfolge.

Es ergeben sich aus der Vorstellung der Wortartenvermittlung in der Grundschule ebenfalls Ähnlichkeiten zu Orsennas und Vollmanns Klassifikation. Sie richten in ihrer Erzählung den Fokus vor allem auf die semantische Funktion der jeweiligen Wortarten. Dabei ist weiterhin auffällig, dass bezüglich der Terminologie, die sehr derjenigen im Grundschulunterricht gleicht, die jeweiligen Wortarten immer doppelt eingeführt werden. Die Benennung orientiert sich überdies stark an ontologischen Kriterien, was auch die Reihenfolge in der Behandlung der Wortarten noch einmal verdeutlicht, die die Substantive als den Kern der Wortartenklassifikation auch als erstes aufführt. Das Buch „Sprachreise“ gibt in seinen grundlegenden Definitionen auch einen Ausblick auf morphologische Kriterien, in dem es die Flexion nach Numerus bei den Substantiven und die Veränderung der Verben nach der Person einbringt. Außerdem wird das Kongruenzverhalten von Adjektiven und Substantiven durch Beispiele erläutert. Auch daraus ergeben sich Übereinstimmungen mit der Darstellung bei Orsenna und Vollmann: Sie führen nach der semantischen Beschreibung in einem weiteren Schritt auch morphologische Kriterien in den Erzählszusammenhang ein. Syntaktische Kriterien werden nur sehr selten ausführlich mit einbezogen und genannt.

In Orsennas und Vollmanns Darstellung der Substantive wird zuerst hervorgehoben, dass sie dazu da sind, um Personen und Dinge zu benennen. Das erste Beispiel, in dem Monsieur Kasimir die Namen von Jeanne und Thomas einsetzt, lässt den Schluss zu, dass die Namensgebung bei Personen die primäre Aufgabe von Substantiven ist. Das wird auch in den Sprachbüchern so dargestellt und ist nachvollziehbar, da die eigene Benennung und die dann folgende analoge Betitelung anderer Personen am stärksten ontologisch ausgerichtet sind.

Dass ich in diesem Kapitel auf die starke Orientierung von Orsenna und Vollmann an ontologischen Kriterien zur Wortartenklassifikation, die auch schon im Deutschunterricht der Grundschule vorzufinden ist, hinweise, heißt nicht, dass ich Orsennas und Vollmanns Text in seinem Niveau auf eine Stufe mit Themen und Texten der Grundschule stellen möchte.

Es herrscht aber eine partielle Unvereinbarkeit von Orsennas und Vollmanns Text mit der Darstellung der Wortarten in den drei Grammatiken. Deswegen liegt es nahe, nach anderen Vergleichsmöglichkeiten für die Erzählung zu suchen, die ich zum Teil in der Terminologie der Grundschulsprachbücher gefunden habe. Darüber hinaus empfinde ich Orsennas und Vollmanns Text als nur bedingt für den Einsatz in der Sekundarstufe I und II verwendbar.

Im Hinblick auf die Verwendung des Textes demonstriert der Begriff der „Steinbruch“¹²-Taktik sehr gut, wie man in der wissenschaftlichen

¹² Die Metapher des Steinbruchs hat Rothstein in einem der Gespräche zur Beschäftigung mit dieser Arbeit aufgeworfen.

Auseinandersetzung mit der Sprache aus dieser metasprachlichen Erzählung einige Stücke vom Großen und Ganzen „abschlagen“ kann, um bestimmte linguistische Phänomene treffend zu veranschaulichen. Ein Beispiel für eine solche Technik innerhalb der Beschäftigung mit der Syntax ist die folgende Sequenz bei Orsenna und Vollmann:

Sätze sind wie Weihnachtsbäume. Du hast zuerst nur die nackte Tanne, und dann schmückst du sie, du behängst sie mit allem, was dir gefällt... bis sie umfällt. Vorsicht mit dem Satz: Wenn du ihn mit Girlanden und Kugeln, ich meine mit Adjektiven, Adverbien und Relativsätzen, überlädst, dann kann er auch zusammenbrechen.

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 115.

Wenn man Orsennas und Vollmanns Text aus dieser Perspektive betrachtet und in Teilen in der wissenschaftlichen Reflexion über Sprache einsetzt, legt genau das Zitat, welches den Titel dieser Arbeit einleitet, den Grundstein für die Beschäftigung mit der Wortartenthematik: „Denn die Stämme gliedern sich in Stämme wie die Menschen.“

8 Zwischenfazit: Die Wortartenklassifikation in Orsennas und Vollmanns „Die Grammatik ist ein sanftes Lied“

Was Orsenna und Vollmann unter „Wort“ verstehen, kann anhand des Textes – wie bereits herausgestellt wurde – nicht eindeutig abgeleitet werden, so dass die Vermutung nahe liegt, dass sie dem Text eine intuitive Auffassung von Wort zugrunde legen wie es auch Henschel/Weydt in ihrer Grammatik tun. Orsenna und Vollmann setzen sich jedoch in der Erzählung bei der Darstellung der Wortarten mit einem Zweifelsfall auseinander, den der Versuch einer Definition von „Wort“ immer wieder aufwirft. Sie thematisieren die zusammengesetzten Verben und zeigen die daraus resultierenden Schwierigkeiten bei der Satzkonstruktion auf. Dabei ist Orsennas und Vollmanns Ergebnis im Text, dass Verb und Zusatz bei den zusammengesetzten Verben ein einziges Wort sind:

„Das Rhinoceros *knabbert* die Blume *an*.“ Erst jetzt entdeckte ich das Schild UHR FÜR DIE GEGENWART, DAS PRÄSENS. Aber was war denn das? „Knabbern“ stand ganz alleine da, es hatte seinen Zusatz verloren, er hatte sich ans Ende des Satzes geflüchtet. Ängstlich umklammerte „knabbern“ die Blume, um sein „an“ nicht zu verlieren.

„Siehst du, ich habe dir gesagt, du wirst dich noch über diese zusammengesetzten Verben wundern“, bemerkte Monsieur Kasimir. „Im Satz werden sie fast immer auseinander gerissen, und manchmal, wenn der Satz sehr lang ist, reichen die Arme des Verbs kaum aus, um seinen Zusatz am Ende noch festzuhalten.“

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 110.

Über die Definition von „Wortart“ bei Orsenna und Vollmann kann jedoch implizit vor allem ihre Metaphernkonzeption Aufschluss geben. Die Wortarten

sind die Stämme, die in der Stadt der Wörter leben. Jeder Stamm hat spezielle Eigenschaften, die ihn von den anderen Stämmen abheben. Eine Definition von „Wortart“ nach Orsenna und Vollmann könnte demnach folgendermaßen lauten: „Wortarten sind nach Größe und Wichtigkeit variierende Gruppen von Wörtern mit den gleichen semantischen, morphologischen und syntaktischen Funktionen.“ Ihr grobes Grundkonzept von „Wortart“ gleicht also den Wortartdefinitionen von Hentschel/Weydt, Helbig/Buscha und Boettcher. Orsenna und Vollmann legen allerdings nicht vorher wie die Grammatiken fest, ob sie entweder semantische, morphologische oder syntaktische Kriterien für die Wortartenklassifikation für besonders geeignet erachten. Eine Hierarchisierung – falls es sie gibt – muss man am Text anhand der Darstellung der Wortarten ablesen.

In Orsennas und Vollmanns Text gibt es neun Wortarten, die in folgender Reihenfolge auftreten: Substantive, Artikel, Adjektive, Pronomen, Adverbien, Verben, Präpositionen, Interjektionen und Konjunktionen. Die Anzahl der Wortarten bei Orsenna und Vollmann ähnelt der in den Grammatiken. Orsenna und Vollmann nehmen aber die Interjektionen als eigenständige Wortart mit auf, da sie in einem Satz mit den Konjunktionen genannt werden und in ihrer ersten Erwähnung der der anderen Wortarten gleichen. Im Bezug auf die Interjektionen sind sich die Grammatiken nicht einig: Entweder fallen sie wie bei Boettcher ganz aus der Wortartenklassifikation heraus oder werden den Wort- oder Satzäquivalenten wie bei Hentschel/Weydt bzw. Helbig/Buscha zugeordnet.

Die Reihenfolge der Darstellung der Wortarten in den Grammatiken ist eine andere: Verben werden immer zuerst genannt und behandelt; nach ihnen werden in jeder Grammatik die Substantive aufgeführt, gefolgt von den Adjektiven. Bei Orsenna und Vollmann sind die Substantive die wichtigste Wortart. Sie werden nicht nur als erstes genannt, sondern haben auch gegenüber allen anderen Wortarten die schwierigste Aufgabe. Auch die Abhängigkeiten der Artikel und Adjektive von den Substantiven werden bei Orsenna und Vollmann so übermäßig gestaltet, dass auch das den hohen Status der Substantive als Wortart nur umso mehr unterstützt. Die Gestaltung der Substantive als menschliche Wesen gegenüber der Darstellung der Verben als Ameisen macht zusätzlich deutlich, welche Prioritäten Orsenna und Vollmann innerhalb der Wichtigkeit der Wortarten setzen.

Im direkten Vergleich mit der Klassifikation von Hentschel/Weydt ergeben sich bei Orsenna und Vollmann einige Übereinstimmungen. Hentschel/Weydt teilen die Wörter vorrangig nach semantischen Kriterien in Wortarten ein. Auch Orsenna und Vollmann legen in erster Linie Wert darauf, die semantische Funktion der jeweiligen Wortart darzulegen. Das äußert sich inhaltlich in der Erzählung durch die Aufgabe der Benennung von Personen oder Dingen, der Zuweisung von Eigenschaften oder auch der Angabe bestimmter Umstände. Innerhalb der Darstellung der Präpositionen, Interjektionen und Konjunktionen wird der Fokus von Orsenna und Vollmann ebenfalls auf die semantische Aussagekraft der Wortarten gelenkt, wenn es darum geht, Ortsangaben zu

leisten oder Ausrufe zu machen. Zu Hentschel/Weydt ergeben sich aber Unterschiede in der Terminologie, da in der Grammatik eine wissenschaftliche Unterscheidung von den Hauptwortarten mit kategorematischer und Wortartenbedeutung und den anderen Wortarten unternommen wird, die vor allen Dingen eine deiktische Bedeutung haben oder Synkategorematika sind. Bei Orsenna und Vollmann fühlt man sich an die Benennung der Wortarten in den typischen Schulgrammatiken zum Wortartenerwerb im Schulunterricht erinnert. Weiterhin ergibt sich der Unterschied, dass Hentschel/Weydt auch die Partikeln mit in das Klassifikationsschema der Wortarten mit aufnehmen, was aber bei Orsenna und Vollmann unterbleibt.

Beim Vergleich mit der stark syntaktisch orientierten Wortartenklassifikation von Helbig/Buscha, die zudem aber auch Wert auf eine formale Beschreibung der Wortartenkategorien legt, ergeben sich weniger Ähnlichkeiten zu Orsenna und Vollmann. Im Text werden syntaktische Charakteristika der jeweiligen Stämme häufig ausgelassen zugunsten einer semantisch-funktionalen Beschreibung. Bei der Unterteilung der Wörter in Hauptwortarten und Funktionswörter ergeben sich jedoch aufgrund der Metaphernverwendung von Orsenna und Vollmann Parallelen: Durch die Metapher der Automaten für die Präpositionen, Interjektionen, Konjunktionen und später auch für die Artikel erhalten diese Wortarten eine starke grammatische Funktion. Diese steht im Gegensatz zu den anderen Wortarten, die vorrangig autonome lexikalische Einheiten sind. Dennoch gibt es keine Deckungsgleichheit zwischen Helbig/Buschas syntaktischem Klassifikationsvorschlag und Orsennas und Vollmanns Darstellung. Helbig/Buscha nehmen außerdem die große Gruppe der Partikeln in ihre Anordnung mit auf.

Im Vergleich mit Boettchers morphologischen Klassifikationskriterien für die Wortarteneinteilung ist das Ergebnis, dass Orsenna und Vollmann ebenfalls nicht nur ausdrücklich morphologische Kriterien anwenden. Die Aufteilung der Wortarten in unterschiedliche Metapherngruppen entspricht keiner morphologischen Unterteilung nach flektierbaren und unflektierbaren Wörtern. Nur Substantive, Artikel, Adjektive und Pronomen sind flektierbar. Die Adverbien fallen dabei als unflektierbare Wörter heraus, so dass aus morphologischer Hinsicht mit diesen fünf Wortarten keine einheitliche große Gruppe gebildet werden kann. Die Verben, die nicht mehr explizit als Stamm, sondern als Ameisen bezeichnet werden, sind dagegen flektierbar, gehören metaphorisch aber nicht zu den vier anderen flektierbaren Wortarten. Präpositionen, Interjektionen und Konjunktionen sind ebenfalls nicht flektierbar. Teilweise werden morphologische Phänomene hervorgehoben, die dann literarisch in einer Hochzeitszeremonie umgesetzt werden. Solche morphologischen Charakteristika sind aber nicht als Hauptkriterium über die Einteilung der Wörter zu stellen. Sie treiben vor allem die Handlung der Erzählung voran, weil die jeweiligen Wortarten in diesem Zusammenhang als „Personen“ festere Konturen erlangen und dem Leser dadurch besser im Gedächtnis bleiben. Boettcher nimmt in die Klassifikation ebenfalls die

Partikeln mit auf. Bei ihm bilden sie neben den Hauptwortarten, die flektierbar sind, die fünfte große Wortartengruppe, die in weiteren Schritten noch syntaktisch, semantisch und pragmatisch unterteilt werden kann.

Partikeln als Wortart im engeren oder weiteren Sinne nehmen nur die Grammatiken in ihr Wortartenschema auf – in Orsennas und Vollmanns Roman erhalten sie keine eigene Stelle. Das wirft beim Leser Fragen nach der Aktualität von Orsennas und Vollmanns Wortartenkonzeption auf, da Partikeln in beinahe jeder neueren Grammatik in die Kategorienbildung mit einbezogen werden. Orsennas und Vollmanns Darstellung gleicht der antiken Grammatikschreibung bei Dionysius Thrax. Arens (1974: 23ff.) erläutert die bei Thrax genannten *partes orationes*, die sogenannten Redeteile, zu denen Substantive, Verben, Partizipien, Artikel, Pronomen, Präpositionen, Adverbien und Konjunktionen gehören. Das Adjektiv findet sich in dieser Aufzählung der Wortarten nicht wieder. Außerdem werden in den modernen Grammatiken die Partizipien nicht mehr als eine eigene Wortart angesehen. Eine Kategorie der Partikeln ist in dieser Reihung ebenfalls noch nicht vorgesehen. Orsennas und Vollmanns Klassifikation weist beinahe die gleichen Wortarten auf – führt aber zusätzlich die Interjektionen mit auf.

Zusammenfassend kann man noch einmal für jede bei Orsenna und Vollmann dargestellte Wortart eine im Text grundlegende Hauptfunktion nennen. Substantive geben Personen, Dingen und Erfahrungen einen Namen. Die Artikel zeigen das Genus des nachfolgenden Substantivs an. Adjektive weisen den Substantiven, auf die sie sich beziehen, Eigenschaften zu, die aber relativ schnell wieder verändert und ausgetauscht werden können. Pronomen ersetzen Substantive und ihre Begleiter. Adverbien geben einen Umstand an, wohingegen Verben Tätigkeiten bezeichnen. Präpositionen machen Angaben über Ortsbestimmungen. Interjektionen sind Ausrufe und Konjunktionen verbinden Teile von Sätzen miteinander. Damit haben sechs dieser neun Wortarten in Orsennas und Vollmanns Beschreibung eine semantische Hauptfunktion. Die Artikel sind als einzige Wortart morphologisch charakterisiert. Zwei Wortarten, die Pronomen und Konjunktionen, werden im Text primär mit morphosyntaktischen bzw. syntaktischen Mitteln charakterisiert. Die innere Unterteilung der Wortarten wird also hauptsächlich semantisch, daran anschließend morphologisch und morphosyntaktisch und in einem letzten Schritt syntaktisch vorgenommen. Man kann über die Wortartenklassifikation bei Orsenna und Vollmann sagen, dass sie stark semantisch und dabei vor allem funktional ausgerichtet ist. Die Darstellung bei Orsenna und Vollmann entzieht sich aber jedem Versuch einer einheitlichen schematischen Darstellung, wie sie in den Abbildungen zu den Klassifikationen von Hentschel/Weydt, Helbig/Buscha und Boettcher zu erkennen ist. Man kann als Überkriterium und damit als äußeren Rahmen einer Wortartenklassifikation lediglich eine metaphorische Einteilung vornehmen, die sich visuell wie in der nachfolgenden Abbildung gestaltet.

Dabei möchte ich in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, dass es sich dabei dann nicht mehr um eine wissenschaftliche „Schablone“ zur Wortartenklassifikation handelt, die den Wortarten primär semantische, morphologische und syntaktische Kriterien zugrunde legt. Die folgende Abbildung ist eine Klassifikation nach im Text etablierten kognitiven Metaphernvorstellungen. Die Abbildung soll noch einmal zum Ausdruck bringen, dass es für Orsennas und Vollmanns „Die Grammatik ist ein sanftes Lied“ nicht möglich ist, eine Klassifikation ähnlich der Abbildungen 1 bis 3 anzufertigen, da sich die Kriterien der Wortartenklassifikation an ontologischen Kriterien orientieren, die durch die Metaphorisierung besonders hervorgehoben wird. Auch die Abstufung der jeweiligen Metaphern soll in der Abbildung verdeutlicht werden. Von oben nach unten gesehen findet in der Grafik ein deutlicher Verlust an lexikalischer Autonomie der Wortarten statt, bis schließlich den Präpositionen, Interjektionen und Konjunktionen nur noch eine grammatische Funktionalität zukommt.

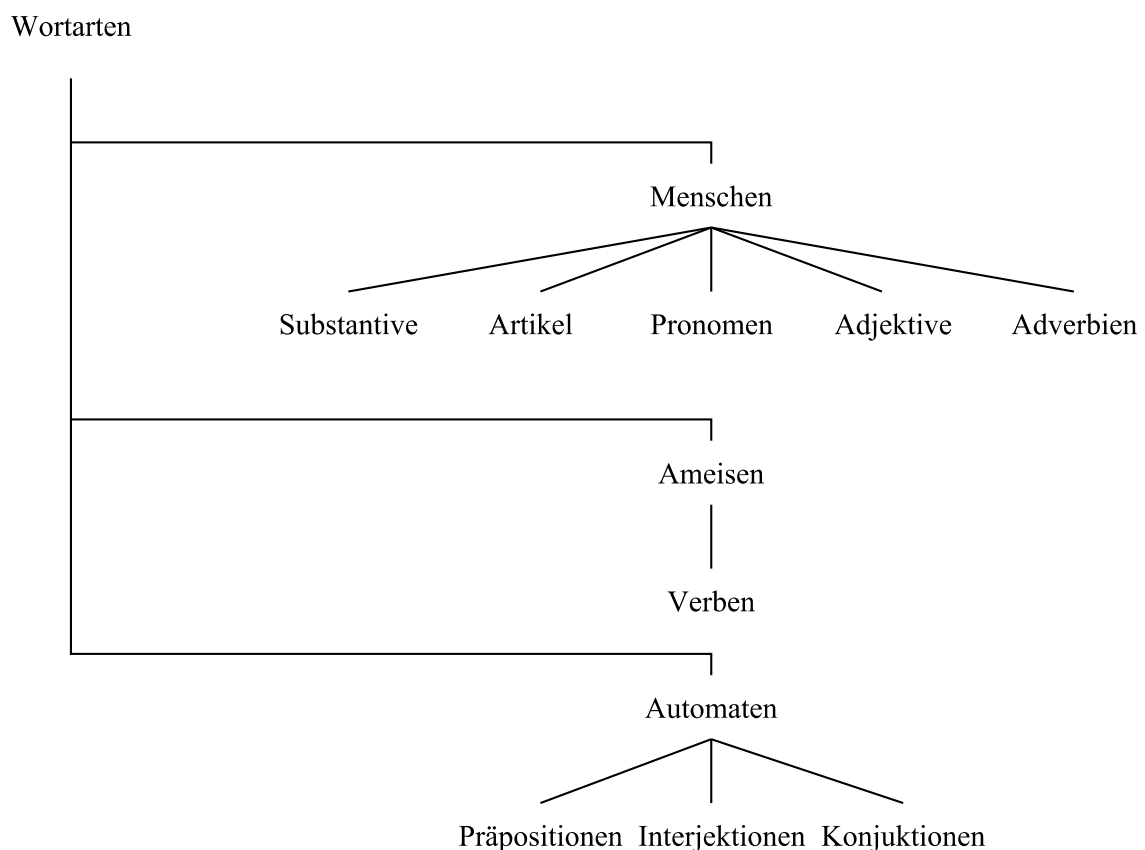


Abbildung 4. Darstellung der Wortarten durch Metaphern bei Orsenna und Vollmann.

9 Die Metaphernverwendung bei Orsenna und Vollmann

Das verständliche Sprechen über Sprache und speziell ihre Grammatik ist schwierig und endet oft in abstrakten Darstellungen, die wenig greifbar sind.

Um sich auf die Sprache beziehen zu können, muss man sie –im Sinne von Lakoff und Johnson – in einer Art und Weise als Objekt, Erfahrung oder im besten Fall als eine Person fassbar machen, so dass man besser über sie sprechen kann. Dadurch kann auch die Beschäftigung mit der Grammatik der Sprache plötzlich lebendig werden. Betrachtet man Orsennas und Vollmanns Text aus dieser Sicht für die Verwendung im Deutschunterricht, erfährt die Grammatik, die bei den Lernenden vorher vermutlich aufgrund ihrer Abstraktheit eher auf Ablehnung gestoßen ist, plötzlich Aufwind und wird konkret erfahrbar. Ein Grammatikunterricht, der vor allem diese Strukturen aufgreift, ist stark kognitiv angelegt. Rothstein (2010: 187)

Voraussetzung für die Umwandlung des abstrakten Themenkomplexes mittels einer Metapher ist allerdings, dass der Herkunftsbereich dieser neu eingeführten Metapher transparent genug ist, um den angestrebten Zielbereich besser verständlich zu machen. Dabei gilt es nach Drewer (2003: 100) Folgendes bezüglich des Herkunftsbereichs und Zielbereichs der Metapher zu beachten: Der Lernende sollte im Herkunftsbereich über ein fundiertes Wissen verfügen und es muss außerdem darauf geachtet werden, dass Herkunftsbereich und Zielbereich in möglichst wenigen Aspekten voneinander abweichen. Darüber hinaus sagt Drewer über die inhaltliche Komponente der Metapher, dass sie „nicht nur Objekte und Eigenschaften, sondern insbesondere Relationen enthalten“ (Ebd.) solle. Der erste von Drewer genannte Aspekt ist bei Orsenna und Vollmann erfüllt: Die Schüler können sich – auch wenn sie nicht selbst in einer ähnlichen Stadt wohnen – ein Bild von der Stadt der Wörter machen und konstruieren kognitiv die konzeptuellen Metaphern *SPRACHE IST EINE STADT* und *WORTARTEN SIND MENSCHEN* bzw. *VERBEN SIND AMEISEN*. Jeder Lernende hat ganz konkrete Vorstellungen, wird aber grundlegende Bestandteile einer Stadt, wie sie letztendlich bei Orsenna und Vollmann beispielsweise in Form von Einkaufsläden und dem Rathaus umgesetzt werden, nennen können. Noch konkreter wird es bei der Metapher „Stamm“. Zwar wird der Leser und Lernende sich selbst und seine Umgebung nicht unbedingt in Stämmen vorstellen, aber es gibt in jeder Gesellschaft unterschiedliche Gruppen, die sich durch bestimmte Gemeinsamkeiten und übereinstimmende Eigenschaften als eine Gemeinschaft fühlen.

Um den Herkunftsbereich der Metapher „Stamm“ genauer fassen zu können, empfiehlt sich ein Blick auf die Erklärung des Begriffes in der Ethnologie. Sie entwickelt den Herkunftsbereich des Begriffes und nennt in einem Lexikoneintrag Folgendes: Ein Stamm ist ein

Verband von Siedlungen, Familien- und Abstammungsgruppen usw., die nahe verwandte Sprache und Kultur haben und durch den gemeinsamen Stammesnamen (und meist gemeinsames Territorium) ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln (meist durch die Annahme von einer gemeinsamen Abstammung ausgedrückt). Gemeinsame politische Organisation (Häuptlingstum) tritt hingegen nicht überall auf [...]. Fuchs-Heinritz et al. (2007)

Durch Zuhilfenahme des Herkunftsbereichs „Stamm“ aus der Ethnologie wird nun der Zielbereich der Wortarten gestaltet. Dabei werden die im obenstehenden Zitat wichtigsten Eigenschaften eines Stammes mit einbezogen. Als erstes ist der gemeinsame Stammesname zu erwähnen. Die Wörter werden in Wortarten klassifiziert und erhalten dann einen Namen wie zum Beispiel „Substantive“ oder auch „Pronomen“. Bei Orsenna und Vollmann werden Merkmale des Herkunftsbereichs wie die gemeinsame Kultur und die verwandte Sprache durch bestimmte charakterliche Besonderheiten der jeweiligen Wortarten umgesetzt. Das daraus resultierende Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb jedes Stammes äußert sich im Text besonders gut bei den Pronomen und Adverbien. Sie kommen wenig mit den anderen Wörtern in Kontakt und können sich durch ihre speziellen Eigenschaften als eine geschlossene Gruppe „fühlen“.

Da die Wörter bei Orsenna und Vollmann je nach Stamm unterschiedliche Eigenschaften aufweisen, betrifft die Metapher der Stämme vor allen Dingen das eigene menschliche Dasein und Empfinden der Lernenden. Daher lässt sich diese Metapher in die Gruppe der *ontologischen Metaphern*, wie sie von Lakoff und Johnson vorgegeben worden ist, einordnen. Die Personifikation, die Dingen und Objekten menschliche Eigenschaften verleiht, ist bei Orsenna und Vollmann besonders aussagekräftig und bereitet den Weg für eine umfassende und kreative Auseinandersetzung mit der Sprache und ihrer Grammatik. Die Lernenden können sich mit den dargestellten Stämmen der Wörter identifizieren, da sie das Verhalten und die spezifischen Eigenschaften wahrscheinlich aus Bereichen des eigenen Lebens kennen und auf den Zielbereich übertragen können. Daraus ergibt sich, dass der Herkunftsbereich „Stadt“ und „menschliches Leben als Stämme in dieser Stadt“ und der Zielbereich „Sprache“ und „Wortarten“ nur kaum voneinander abweichen, wie es auch Drewer als Grundlage für eine möglichst ertragreiche Reflexion fordert. Es wird in diesem Fall eine größtmögliche Übereinstimmung der beiden Bereiche erlangt. Besonders gut können außerdem Relationen hergestellt werden, weil es in der Stadt der Wörter durch die Verwendung der Metapher „Stamm“ möglich ist, zwischenmenschliche Beziehungen zwischen einigen der Stämme wie in der Realität der Leser zu etablieren. Die Metaphorisierung kann eine Reflexionsebene eröffnen, die den Lernenden sonst vielleicht verschlossen bliebe: „Gerade weil Sprache uns – und unsere SchülerInnen – so selbstverständlich umgibt, ist es im Bereich Sprachreflexion oft schwierig, diesen so alltäglichen Gegenstand in den Fokus des Nachdenkens zu rücken.“ Peyer (2006: 27)

Bei Orsenna und Vollmann wird die Metapher genau in dem Moment der Erzählung etabliert, als die Wörter sich gegen ihr Dasein im Mund des Menschen auflehnen und ein selbstbestimmtes Leben führen wollen. Monsieur Kasimir erzählt Jeanne und Thomas von dieser Entwicklung, die den Ausgangspunkt für die Gestaltung einer phantastischen Parallelwelt der Wörter bildet:

„Eines schönen Tages haben sich die Wörter auf unserer Insel aufgelehnt. Das war schon vor langer Zeit, Anfang des Jahrhunderts. Ich wurde gerade geboren. Eines Morgens haben sich die Wörter geweigert, weiter ihr Sklavenleben zu führen. Eines Morgens hatten sie keine Lust mehr, zu jeder beliebigen Tageszeit ohne den geringsten Respekt herbeizitiert und dann wieder zum Schweigen gebracht zu werden. Eines Morgens ertrugen sie den Mund der Menschen nicht mehr. Ich bin mir sicher, ihr habt nie an die Qual der Wörter gedacht. Überlegt einmal, wo schmoren die Wörter, ehe sie ausgesprochen werden? Im Mund. Zwischen den verfaulten Zähnen und den alten darin verkeilten Kalbfleischresten, eingehüllt in den Gestank des schlechten Atems, aufgeschauert durch die schwerfällige Zunge, ertränkt im sauren Speichel. Würdet ihr etwa in einem Mund leben wollen? Und so sind die Wörter eines Tages geflohen. Sie haben eine Bleibe gesucht, ein Land, wo sie unter sich und weit weg von den verhassten Mündern leben konnten.“

Orsenna, Érik: *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. 2009. München, 65f.

Von dem Moment an, in dem sich die Wörter von den Menschen und deren Mündern emanzipiert haben, entwickelt sich die Metapher der Wörter als lebendige Wesen mit menschlichen Eigenschaften immer weiter und fordert bzw. fördert die Vorstellungskraft und Kreativität der Lernenden. Die Wörter sind nicht länger bloße Substanz, sondern werden eigenständig. Die Anapher „eines Morgens“ markiert im oben angeführten Zitat dabei den Überdruß, den die Wörter in den Mündern der Menschen empfunden haben und macht deutlich, dass sie keinen anderen Ausweg als die Auflehnung gesehen haben. Gleichzeitig gestalten Orsenna und Vollmann durch diese Textsequenz auch eine Identifikation des Lesers mit den Wörtern. Monsieur Kasimirs rhetorische Frage, ob die Kinder gerne in einem solchen Mund leben würden, scheint gleichermaßen an den Leser gerichtet zu sein, der automatisch Verständnis mit den Wörtern hat. Die Wörter haben nun ihre eigene Welt parallel zu der der Menschen erschaffen. Plötzlich machen sie von ihrem „Menschenrecht“ der Freiheit Gebrauch und bilden ihr eigenes Volk.

Damit die Wörter lebendig werden können und die Metapher der Stämme entstehen kann, versetzen Orsenna und Vollmann den Text ins Phantastische. Nach Durst (2007) wird im Genre der phantastischen Literatur „die traditionelle Kohärenz der erzählten Welt aufgehoben“ (2007: 13), so dass im literarischen Text plötzlich eine Parallelrealität etabliert wird, die der Realität des Lesers gegenüber steht. Todorov (1975) erarbeitet in seiner Definition von phantastischer Literatur drei Kriterien, die unbedingt erfüllt sein müssen, damit ein Werk zu diesem Genre gezählt werden kann: In erster Linie ist es wichtig, dass der Leser die Welt der im Text handelnden Personen wie die von lebenden Personen ansieht. Das sorgt dann im Folgenden dafür, dass der Leser bis zum Ende der Lektüre nicht genau weiß, ob er die im Text vorkommenden Ereignisse natürlichen oder unerklärlichen übernatürlichen Kräften zuschreiben soll. Diesen Zwiespalt bezüglich der im Text dargestellten Begebenheiten soll der Leser nach

Todorov auch in die handelnde Person projizieren. Daraus kann sogar erfolgen, dass sich der Leser mit dem Protagonisten im Text identifiziert. Zumindest nimmt er als Leser eine ganz bestimmte Haltung zum Text ein: Todorov erläutert hier, dass der Leser dabei den Text weder poetisch noch allegorisch interpretiert. (1975: 33).

Orsennas und Vollmanns Text entspricht diesen Kriterien nicht und ist damit kein phantastischer Text im Sinne Todorovs. Ihr Anliegen besteht jedoch auch nicht darin, eine Erzählung zu erschaffen, die ihren Reiz daraus gewinnt, dass der Leser bis zum Ende des Textes nicht ausmachen kann, ob die Ereignisse durch eine ganz natürliche Erklärung oder das Einwirken unnatürlicher Aspekte aufgelöst werden können. Die Erzählung wird bei Orsenna und Vollmann lediglich in eine Parallelrealität mit realistischen Zügen verlegt, damit sich dort die Metapher der Stadt der Wörter entfalten kann. Der Leser weiß von Beginn an, wie er diese Metaphorisierung der Wörter einzuordnen hat und steht nicht in der Spannung, nicht auflösen zu können, was wirklich ist und was nicht.

Die von Drewer geforderte möglichst geringe Abweichung von Herkunft- und Zielbereich ist trotz der phantastischen Züge des Textes gegeben. Die Stadt der Wörter entspricht in vielerlei Hinsicht einer beliebigen Stadt aus der Realität des Lesers. Auch die Wörter sind – wie bereits erläutert – genau an menschlichen Charaktereigenschaften orientiert, so dass auch hier der Herkunftsbereich in der Darstellung für den Leser transparent genug ist.

Bei der Entwicklung und Ausgestaltung der Metapher der Stämme ergeben sich Abstufungen bei der Darstellung der einzelnen Wortarten: Die Stämme der Substantive, Artikel, Adjektive, Pronomen und Adverbien haben eindeutig menschliche Eigenschaften. Stellt man sie nach „Charaktereigenschaften“ für einen Vergleich in eine Reihe, dann zeigen sich für die Substantive folgende Charakteristika: Sie sind die Mächtigsten und Würdevollsten in der Stadt. Obwohl die Wortarten, die Jeanne bereits in der Stadt der Wörter kennengelernt hat, dem Leser auch weiterhin als Stämme in Erinnerung bleiben, werden die Substantive kurzzeitig in ihrer Voliere als Schmetterlinge bezeichnet. Jeanne sucht sich von diesen Schmetterlings-Substantiven die Begriffe „Rhinozeros“ und „Blume“ aus. Dass die Substantive nun mit einer Schmetterlings-Metapher belegt werden, irritiert an dieser Stelle. Diese Bezeichnung wird auch von Orsenna und Vollmann nicht konsequent weiter verfolgt – es bleibt bei dieser einmaligen Erwähnung, so dass ich diesen Vergleich der Substantive mit Schmetterlingen nicht in die im Text grundlegende Metaphorisierung mit einbeziehe. Möglicherweise möchten Orsenna und Vollmann die Substantive als Schmetterlinge und die Verben als Ameisen bildlich annähern, weil Jeanne sie in der Fabrik beide zusammen in einem Satz festhält und dadurch eine Kombination der beiden Wortarten stattfindet.

Darüber hinaus haben die Substantive das wichtigste Amt und sind sehr stolz darauf. Gegenüber den Adjektiven verhalten sie sich wie Machos. Immer an ihrer Seite befinden sich die Artikel, die „unwichtig“, klein, abhängig und den Substantiven unterlegen sind. In der Stadt bekleiden sie kein wichtiges Amt,

sondern „arbeiten“ quasi als Angestellte für die Substantive. Die Adjektive sind sehr sensibel und treu und werden von den Substantiven meistens enttäuscht. Auch sie sind wie die Artikel abhängig. Außerdem ist der Eindruck entstanden, dass sie im Gegensatz zu den Substantiven eher weibliche Charakteristika aufweisen. Pronomen sind – nach Orsennas und Vollmanns Darstellung – unabhängig, aber auch eingebildet und leider in der Erzählhandlung gewalttätig. Sie lassen sich als „Mitbürger“ daher nicht gut in den Kreis der Bewohner der Stadt integrieren. Auch die Adverbien sind unabhängig und zudem sehr selbstbewusst. Sie lassen sich durch keinen anderen Stamm beeinflussen. Auch was Beziehungen zu anderen angeht, behalten sie ihre Unabhängigkeit bei. Auf eine Ehe lassen sie sich nicht ein.

Die erste Abstufung in der Darstellung der Wortarten vollzieht sich dann bei den Verben: Sie haben keine menschlichen Eigenschaften mehr, sondern ähneln Tieren, speziell Ameisen. Sie in eine Reihe mit den oben genannten Stämmen zu stellen, fällt schwer, da man zwei verschiedene Metaphern aufeinander beziehen müsste. Die Verben sind Workaholics, können also nicht aufhören zu arbeiten und gehen zu jeder Zeit einer Beschäftigung nach. Zudem sind einige von ihnen sehr hilfsbereit und bieten ihren Arbeitskollegen, den Vollverben, ihre Hilfe an. Trotz allem eröffnen sich für den Leser im Bezug auf Substantive und Verben zwei verschiedene Metaphern, die man inhaltlich nur schwer vergleichen kann. Die Adjektive befinden sich in der Satzfabrik sogar hinter der Voliere der Substantive in einem Laden, ganz so wie es auch in der Stadt der Wörter vorbereitet worden ist.

Eine weitere Abstufung innerhalb der metaphorischen Konzeption gibt es bei der Einführung der verbleibenden Wortarten der Präpositionen, Interjektionen und Konjunktionen. Sie sind von Anfang an nicht mehr als Lebewesen, sei es als Mensch oder Tier, angelegt. Für sie gibt es Automaten, aus denen sie bei Bedarf herausgelöst werden können. Dadurch vollzieht sich eine weitere Abgrenzung zu den anderen Wortarten des gesamten Wortartengefüges. Zusammenfassend gestalten Orsenna und Vollmann mit Hilfe von Metaphern die Wortarten wie folgt: Auf der Ebene der Stämme befinden sich Substantive, Artikel, Adjektive, Pronomen und Adverbien. Davon getrennt leben die Verben als Ameisen in ihrer Voliere in der Fabrik. Auf einer dritten Ebene findet man die Präpositionen, Interjektionen und Konjunktionen, denen keine Metapher zugedacht wird.

Die sich ergebende Zweiteilung entspricht aber nicht einer Teilung in Haupt- und Nebenwortarten wie sie in den Grammatiken vollzogen wird, sondern ist eher eine Mischung der unterschiedlichen Wortarten nach nicht transparenten Kriterien.

Auf der einen Seite wird die vorrangige Metapher der Stämme innerhalb der Fabrik aufgebrochen, so dass sich die Verben, Präpositionen, Interjektionen und Konjunktionen schlecht in das Volk der Wörter und die Stadt eingliedern lassen. Auf der anderen Seite etablieren Orsenna und Vollmann durch die unterschiedlichen Metaphern einen Kontrast zwischen Wortarten mit großem

lexikalischen Gewicht und solchen mit hauptsächlich grammatischer Funktion. Lediglich die Verben lassen sich schwer in der literarischen Vorlage einer dieser beiden Seiten zuschreiben.

Dementsprechend muss auch die Leistung des gesamten Textes von Orsenna und Vollmann auf unterschiedlichen Ebenen beurteilt werden. Es gibt zunächst die große und offensichtlich im Vordergrund stehende Ebene der Metaphern. Sie gibt den Anstoß für eine qualitativ hochrangige Reflexion von Sprache und ihrer Grammatik. Diese Reflexion öffnet weitere Türen, die auf keinem anderen Weg so einfach hätten aufgestoßen werden können. Lernende und interessierte Leser des Textes eignen sich auf diese Weise literarisch ein Themen- und Fachgebiet an, das ihnen zuvor möglicherweise zu abstrakt und vielleicht langweilig erschienen ist.¹³ Die Lektüre des Textes bringt daran anschließend eine freudvollere Sichtweise auf die Grammatik und eine weitergehende Beschäftigung mit der Thematik mit sich. Es stellt sich aber auf der Metapherenebene die schwer zu beantwortende Frage, ob nicht eine konsequente Weiterführung der „Stamm“-Metapher in der Fabrik besser gewesen wäre, um die einzelnen Wortarten innerhalb der Über-Metapher der Stadt als Ganzes besser reflektieren zu können.

Auf einer zweiten Ebene der Beurteilung, die vor allem inhaltlicher Natur ist und sich damit in den Vergleich mit den wissenschaftlichen grammatischen Fakten stellt, fällt die Beurteilung des Textes anders aus. Orsenna und Vollmann streben primär keine vollständige literarische Umsetzung aller semantischen, morphologischen und syntaktischen Eigenschaften zur Klassifikation von Wortarten an, was den positiven Aspekten, die sich aus der Metaphorisierung der Wörter herleiten, auch deutlich schaden würde, da der Erzählrahmen des Textes gesprengt würde. Es ist jedoch auffällig, dass in der Darstellung häufig nur die prototypischen Eigenschaften jeder Wortart aufgeführt werden. Häufig sind diese Elemente semantische Kriterien zur Wortartenklassifikation, die von Orsenna und Vollmann in einen stark funktionalen Zusammenhang gestellt werden. Deswegen deckt sich die „Schablone“ des wissenschaftlichen Kriterienkatalogs nicht an allen Stellen mit dem Text, so dass die Suche nach einer adäquateren Vergleichsgrundlage eher ontologische Kriterien in den Vordergrund rücken lässt. Diese kann man vor allem in der Vermittlung der Wortartenthematik in der Grundschule finden. Orsenna und Vollmann haben sich besonders an der Terminologie dieser ontologischen Herangehensweise im Grammatikerwerb orientiert.

Aus dieser zweiten wissenschaftlichen Perspektive auf den Text stellt sich die Frage, inwiefern der Text überhaupt wissenschaftlichen Ansprüchen genügen möchte – die Antwort darauf muss zwangsläufig lauten: Der Text ist in erster Linie eine „Liebeserklärung an die Sprache“ und schafft es mit rührenden Darstellungen und reflexionsstiftenden Metaphern, das Interesse des Lesers an

¹³ Nieweler (2006) beschäftigt sich mit dem Text im Hinblick auf die französische Fachdidaktik. Der didaktische Wert ist jedoch sowohl für Orsennas französischen Originaltext „La grammaire est une chanson douce“ als auch für die deutsche Ausgabe in der Übersetzung von Caroline Vollmann gleich vorhanden.

der Sprache und ihrer Grammatik ganz neu zu erwecken. Dabei wird die Wortartenthematik in ihren Grundzügen vorgestellt, wobei sich lediglich in der Grundkonzeption und der semantisch-ontologischen Ausrichtung Parallelen zwischen dem literarischen Text und den drei Grammatiken ergeben.

10. Fazit

In dieser Arbeit habe ich eine Analyse der Kriterien zur Wortartenklassifikation in Orsennas und Vollmanns „Die Grammatik ist ein sanftes Lied“ vorgenommen. Aus den Grammatiken von Hentschel/Weydt, Helbig/Buscha und Boettcher wurden dafür für alle Wortarten, die in der literarischen Vorlage von Orsenna und Vollmann vorkommen, die semantischen, morphologischen und syntaktischen Kriterien herausgestellt, um sie der konkreten Analyse des Textes zugrunde legen zu können. Im Vordergrund der Untersuchung stand dabei die Frage, ob sich anhand der Darstellung der Wortarten im Text eine zugrunde gelegte Wortarteneinteilung ableiten lässt.

Der Vergleich des literarischen Textes mit den Grammatiken hat ergeben, dass der Text keine analog zu den Grammatiken ausgerichtete semantisch, syntaktisch oder morphologisch orientierte Wortartenklassifikation aufweist. Die Grammatiken als wissenschaftliche Basis der Analyse haben sich im Prozess der der Ergebnisforschung als sehr bedingt geeignetes Vergleichsmedium erwiesen. Zudem ist deutlich geworden, dass Orsenna und Vollmann ihre Klassifikation stark semantisch ausgerichtet haben; eine Strukturierung der Wortarten nach den vier Bedeutungskategorien wie bei Hentschel/Weydt ist jedoch nicht angelegt. Vielmehr ist eine stark nach ontologischen Kriterien ausgerichtete Klassifikation zu erkennen. Das hat sich vor allem anhand der von Orsenna und Vollmann verwendeten Terminologie gezeigt, die besonders derjenigen der Vermittlung der Wortarten in Sprachbüchern der Grundschule ähnelt. Ein weiterer Hinweis auf die ontologische Ausrichtung ist die dargestellte Reihenfolge der Wortarten: Die Substantive stehen als Wortart sowohl funktional als auch in der Erzählhandlung im Vordergrund des Textes.

Im Text wird die Klassifikation der Wortarten durch die Verwendung ontologischer Metaphern vollzogen. In der Wahl der Metaphern ist dabei eine Abstufung erkennbar geworden. Die Wortarten der Substantive, Artikel, Adjektive, Pronomen und Adverbien erhalten in Form von Personifikationen menschliche Eigenschaften. Die Verben werden als Ameisen dargestellt. Den verbleibenden Präpositionen, Interjektionen und Konjunktionen werden von Orsenna und Vollmann dagegen nur funktionale Eigenschaften zugeschrieben. Sie können aus Automaten gezogen werden, um dann bei der Konstruktion von Sätzen zu helfen.

Durch die Metaphorisierung wird deutlich, was das Anliegen des anrührenden und begeisternden Textes ist: Er eröffnet eine neue Ebene der Reflexion über Sprache und ihre Grammatik. Das Thema des Textes in der Form ontologischer Metaphern – die Liebe zur Sprache und ihrer Grammatik – entfacht das Interesse

an der dargestellten Thematik, die vor allem aus didaktischer Perspektive vormals als zu trocken und abstrakt angesehen wurde. Der Inhalt, der sich in den phantasievollen Hüllen der Metaphern verbirgt, entspricht weniger grammatischen wissenschaftlichen Kriterien als vielmehr einer zwar korrekten, aber doch auf das Prototypische der jeweiligen Wortarten konzentrierten phantasievollen literarischen Leistung.

Literaturverzeichnis

- Arens, H. (1974): *Sprachwissenschaft: Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Aristoteles. *Poetik*. 1457, herausgegeben und übersetzt von Manfred Fuhrmann. Ditzingen: Reclam 1982.
- Askedal, J. O. (2005): Grammatikalisierung und Persistenz im deutschen Rezipientenpassiv mit *bekommen/kriegen/erhalten*. In: Leuschner, T. et al. (Hrsg.): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Berlin: de Gruyter, 211-228.
- Baldauf, C. (1997): *Metapher und Kognition. Grundlagen einer neuen Theorie der Alltagsmetapher*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Bausteine. Sprachbuch Klasse 2. 2008. Braunschweig: Diesterweg.
- Bergenholtz, H. & Schaefer, B. (1977): *Die Wortarten des Deutschen*. Stuttgart: Klett.
- Boettcher, W. (2009): *Grammatik verstehen. Wort*. Tübingen: Niemeyer.
- Bußmann, H. (2008): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner.
- Debatin, B. (1995): *Die Rationalität der Metapher: Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung*. Berlin: de Gruyter.
- Diewald, G. (1993): Zur Grammatikalisierung der Modalverben im Deutschen. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12, 218-234.
- Drewer, P. (2003): *Die kognitive Metapher als Werkzeug des Denkens: Zur Rolle der Analogie bei der Gewinnung und Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse*. Tübingen.
- Dürscheid, C. (2007): *Syntax. Grundlagen und Theorien*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Duden. Grammatik der Gegenwartssprache. 2009, herausgegeben von Wermke, M. et al. Mannheim.
- Duranti, A. (1997): *Linguistic Anthropology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Durst, U. (2007): *Theorie der phantastischen Literatur*. Berlin: Lit.
- Ehlich, K. (2009): Interjektion und Responsiv. In: Hoffmann, L. (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Wortarten*. Berlin: de Gruyter, 423-444.
- Fowley W. A. (1997): *Anthropological Linguistics. An Introduction*. Oxford: Blackwell.
- Fuchs-Heinritz, W. et al. (2007): *Lexikon zur Soziologie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gaschler, R. & Frensch, P. A. (2009): Kognitivismus. In: Bohlken, E. & Thies, C. (Hrsg.): *Handbuch Anthropologie. Der Mensch zwischen Natur, Kultur und Technik*. Stuttgart: Metzler, 156-163.
- Helbig, G. & Buscha, J. (2005): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Berlin: Langenscheidt.
- Hentschel, E./Weydt, H. (2003): *Handbuch der deutschen Grammatik*. Berlin: de Gruyter.
- Hoffmann, L. (2009) (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Wortarten*. Berlin: de Gruyter.
- Hoffmann, L. (2009): Didaktik der Wortarten. In: Hoffmann, L. (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Wortarten*. Berlin: de Gruyter, 925-950.
- Kathage, G. (2006): *Mit Metaphern lernen. Gedichte lesen – Sprache reflektieren – Vorstellungen bilden*. Hohengehren: Schneider.
- Knobloch, C. & Schaefer, B. (2000): Kriterien für die Definition von Wortarten. In: Booij, G. et al. (Hrsg.): *Morphologie: Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung*. Berlin: de Gruyter, 674-692.
- Kuhlmann, M. (2010): Ontologie. In: Sandkühler, H. J. (Hrsg.): *Enzyklopädie Philosophie. In drei Bänden mit einer CD-ROM*. Band 2. Hamburg: Felix Meiner, 1856-1877.
- Lakoff, G. P. & Johnson, M. (2008): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Carl Auer.

- Lawrenz, B. (2006): Plädoyer für eine gehirngerechte Vermittlung des syntaktischen Wortes – oder: Das didaktische Dilemma mit dem Lemma. *Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung* 44, 3-9.
- Linke, A. et al. (2004): *Studienbuch Linguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Müller, R. & Ziegler, E. (2006): Metapher zwischen Sprache, Stil und Denken. *Der Deutschunterricht* 6, 2-6.
- Nübling, D. (2005): Von *in die* über *in`n* und *ins* bis *im*. Die Klitisierung von Präposition und Artikel als „Grammatikalisierungsbaustelle“. In: Leuschner T. et al. (Hrsg.): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Berlin: de Gruyter, 105-130.
- Nieweler, A. (Hrsg.) (2006): *Fachdidaktik Französisch. Tradition – Innovation – Praxis*. Stuttgart: Klett.
- Orsenna, E. (2001): *La grammaire est une chanson douce*. Paris: Édition Stock.
- Orsenna, E. (2009): *Die Grammatik ist ein sanftes Lied*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Peyer, A. (2006): „Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt...“ Metaphern als Auslöser von Sprachreflexion. *Der Deutschunterricht* 6, 26-35.
- Rothstein, B. (2009): „Das sanfte Lied der Grammatik“ von Érik Orsenna – wenn Literatur über Sprache spricht. *Wirkendes Wort* 1, 111-128.
- Rothstein, B. (2010): *Sprachintegrativer Grammatikunterricht. Zum Zusammenspiel von Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik im Mutter- und Fremdsprachenunterricht*. Tübingen: Stauffenberg.
- Skirl, H. & Schwarz-Friesel, M. (2007): *Metapher*. Heidelberg: Winter.
- Skirl, H. (2009): *Emergenz als Phänomen der Semantik am Beispiel des Metaphernverstehens. Emergente konzeptuelle Merkmale an der Schnittstelle von Semantik und Pragmatik*. Tübingen: Narr.
- Sprachreise. Sprachbuch Klasse 2. 2003. Berlin: Cornelsen.
- Todorov, T. (1975): *The fantastic. A structural approach to a literary genre*. New York: Cornell.
- Vogel, P. M. (1996): *Wortarten und Wortartenwechsel. Zu Konversion und verwandten Erscheinungen im Deutschen und in anderen Sprachen*. Berlin: de Gruyter.